

Jüdisches Leben

Facetten der Geschichte und Gegenwart



Anzeige
1/1 farbig
Hotel am Blauen Wunder

Zum Geleit: Zusammenleben lernen



Das Universitätsjournal der TU Dresden hat zur Unterstützung des Aufbaus der neuen Dresdner Synagoge in den letzten Monaten eine Artikelserie über jüdische Geschichte in Dresden und jüdisches Brauchtum veröffentlicht, deren Teile von verschiedenen Autoren stammen. Die 16 Folgen liegen nunmehr als Büchlein vor, was mir zeigt, daß journalistische Arbeit nicht immer nur eine Tageslaune des Zeitgeistes reflektieren muß.

Die Beschäftigung mit jüdischem Brauchtum gleicht noch immer einer Wiederentdeckung. Denn die brutale Verfolgung der jüdischen Einwohner Dresdens und die Zerstörung ihrer kulturellen Wahrzeichen durch die Nationalsozialisten hat zu einer weitgehenden Auslöschung

von Spuren geführt, die wir mühsam wieder rekonstruieren müssen. Dieser Wiederentdeckungsprozeß wirkt allerdings schon viele Jahre und beginnt keinesfalls erst mit der deutschen Wiedervereinigung.

Immerhin war Literatur, die das jüdische Leben in Osteuropa beschrieb – von Bella Chagall über Josef Roth bis Isaak Singer – bereits in den 80er Jahren prinzipiell in Dresden zugänglich und gehörte zu jenen Bestsellern des ostdeutschen Büchermarktes, die mangels Auflagenhöhe als „Bückware“ unter den Ladentischen der Buchhandlungen an gute Bekannte verkauft wurden.

Jurek Beckers Roman „Jacob der Lügner“ gehört zu den ergreifendsten literarischen Versuchen einer jungen ostdeutschen Schriftsteller-Generation der Nachkriegszeit, das Inferno der Judenverfolgung im Nationalsozialismus und besonders im zweiten Weltkrieg künstlerisch aufzuarbeiten. Ebenfalls seit den 80er Jahren rief eine Veranstaltungsreihe der Dresdner Evangelischen Kirche, die den Titel „Begegnung mit dem Judentum“

trug, viele Zuhörer in die Annenkirche. Die Rezipierung jüdischer Kunst und jüdischen Brauchtums im nicht-staatlichen Raum der Kirche konnte sogar als eine Spielart eines subtilen Widerstands gegen das politische System gelten, das zwar die Erinnerung an den Holocaust wachhielt, den lebenden Juden aber das Recht auf einen eigenen Staat durch eine politisch motivierte proarabische Haltung im Nahost-Konflikt praktisch absprach.

Der Aufbau der Dresdner Synagoge an der Stelle des alten Semper-Baues, der in der sogenannten Reichskristallnacht des 9. November 1938 in Schutt und Asche sank, ist nun das erste Zeichen unserer Stadt in einem demokratischen Deutschland, daß es uns ernst ist mit der Aussöhnung, daß wir das friedliche Zusammenleben mit unseren jüdischen Mitbürgern auf eine neue, sichtbare Grundlage stellen wollen. Diesen Prozeß möchte die Technische Universität mit Hoffnung begleiten. Die Bürger Ostdeutschlands sind mit Erringung der Freiheit herausgetreten aus ihrem engen Lebenskreis und erfahren an vielen Orten der Welt eine

neue Vielfalt von Kulturen, die sie als Optionen der Lebensbewältigung und der Sinngebung unseres Daseins immer besser verstehen und tolerieren.

Daß dazu das wiedererlernte Zusammenleben mit einer Kultur gehört, die uns seit Jahrhunderten in Deutschland begleitet hat und die uns alle in Wissenschaft wie in der Kunst mit ungeheurem Reichtum beschenkt, ist eine logische Folge neu gewonnener Freiheit in Verantwortung.

So sei denn auch diese kleine Broschüre mit heterogenen Splittern jüdischer Geschichte in Dresden und die Beschreibung jüdischen Brauchtums Anlaß zum Nachdenken, zur Anregung und zur Vertiefung. Sie sei aber auch ein Zeichen dafür, daß die Technische Universität Dresden einstimmt in den Chor derjenigen, die die Entstehung eines Zentrums jüdischer Kultur in ihrer Mitte befördern, erhalten und achten wollen.

Dresden, im Juli 1999
Prof. Dr. rer. nat. habil.
Achim Mehlhorn
 Rektor der Technischen
 Universität Dresden

Zum Geleit: Die Thora ist unser Leben



Am 23. Juni 1999 hat die Israelitische Religionsgemeinde zu Leipzig mit ihrem Landesrabbiner von Sachsen, Herrn Salomon Almekias-Siegl, im Rahmen der diesjährigen Jüdischen Kulturwoche auf Leipzigs Neuem Jüdischen Friedhof acht Thorarollen beerdigt. Die Durchführung einer solchen Zeremonie war ein seltenes Ereignis. Die Rollen wurden beim Neubau der Universitätsbibliothek in Leipzig entdeckt und der Leipziger Gemeinde übergeben. Dies verdanken wir einem uns leider nicht bekannt gewordenen mutigen Menschen, der vermutlich in der Pogromnacht im November 1938 versucht hat, diesen Schatz zu retten. Unabhängig davon, ob er Jude, Christ oder Atheist gewesen ist: Mit dieser Tat hat er sich seinen Platz im Gan-Eden erworben!

Bei dieser Bestattung jedoch handelt es sich nicht um

eine Beerdigung im eigentlichen Sinn, weil eine Thora niemals tot sein kann; sie ist unsterblich, ewig. Die Thora ist die Hauptsäule des Judentums, die Magna Charta des hebräischen Bewußtseins und die Offenbarungsurkunde des jüdischen Volkes. Sie stellt das Symbol des Monotheismus – des Glaubens an einen Gott – dar. Die Thora, die die fünf Bücher Mose beinhaltet, trägt die Gebote, nach denen das Volk Israel bis heute lebt und existiert, wobei der Dekalog zur Grundstruktur der abendländischen Rechtsauffassung eines bis heute geltenden Sitzungsgesetzes geworden ist.

Die Thora stellt sich als ein Buch der Gesetze dar, in denen die Grundsätze der Ethik und alle Geheimnisse in ihrer Qualität geschrieben sind. Aber darüber hinaus enthält sie 613 Mitzwot-Gebote gegenüber 248 Organen und 365 Venen des menschlichen Körpers.

Die Thora gleicht einem Tresor, den wir Menschen nur durch Lernen und Forschen zu öffnen vermögen. Sie ist himmlisch und eigens von Gottes Hand geschrieben. Sie ist selbst die Geschichte und die Seele des Volkes Israel sowie die Quelle seiner Spiritualität. Wir können mit Sicherheit sagen, daß Gott dem Volk Israel mit seiner Thora ei-

nen wunderbaren Nachlaß geschenkt hat, von dem alle Völker zehren können.

Das Naziregime wollte diesen Nachlaß und dessen Erben vernichten. Aber wie üblich – Gott stand dabei und hat dies verhindert. Auch wenn die Nazis dachten, sie hätten die Synagogen mit den Thorarollen verbrannt und somit die Seele des Volkes getötet, sie haben sich geirrt!

Die Thora schwebt wie die Seele in der Luft und kehrt in den Himmel zurück. Sie gleicht einem Menschen, dessen Körper nur das Haus für die Seele bietet. Die durch Gottes Hand geschriebenen Buchstaben können niemals ausstrahlt werden! „Hatora hi chajenu“ – „die Thora ist unser Leben“. Sie repräsentiert die Werte der Ewigkeit, die ewige Heiligung.

Wenn also diese Rollen nicht mehr benutzt werden können, kehren die Buchstaben zu ihrem Schöpfer zurück und werden wie der Körper eines Menschen mit Ehren begraben. Diese Rollen tragen ihre Botschaft bis heute an uns heran. Der Brauch deren Beerdigung ist nur ein Beweis dafür, daß ihre Gültigkeit bis heute im Bewußtsein geblieben ist. Weiterhin zeigt dies, daß Bosheit gegen Gott machtlos ist und nie gewinnen kann.

Die Nazis haben ihr Ziel – die Vernichtung des Volkes und ihres Heiligtums – nicht erreicht. Das Volk Israel lebt heute überall auf der Welt. Ein Teil der deutschen Juden, die die Shoah überlebten, kehrte in die Heimat zurück.

Von der inzwischen stattfindenden allmählichen Wiederbelebung des Judentums zeugen der Aufbau neuer Synagogen sowie die Entstehung jüdischer Zentren. Dank unermüdlicher und opferungsvoller Mithilfe vieler Sponsoren konnte nun auch in Dresden mit dem Bau einer neuen Synagoge begonnen werden. Diese Synagoge als Aufbewahrungsort unserer Heiligen Schrift wird deren ewige Existenz repräsentieren und ihre Aufgabe für das wieder erblühende jüdische Leben in Dresden übernehmen.

Unsere Weisen schreiben dazu folgendermaßen: „Ein köstliches Gut habe ich Euch gegeben, meine Lehre verlasst nicht! Ein Baum des Lebens ist sie denen, die an ihr festhalten und der sie ergreift, ist glücklich! Ihre Wege sind Wege der Lieblichkeit, alle ihre Pfade Frieden.“

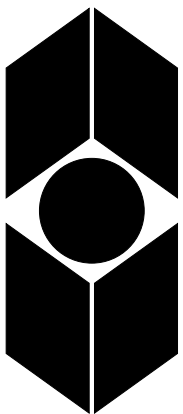
Leipzig, im Juli 1999

Salomon Almekias-Siegl
Landesrabbiner
von Sachsen

Inhaltsverzeichnis

Zum Geleit	3	<i>Schwarze Juden in Afrika</i>	
		Musiker ehrt Falashas in Äthiopien	18
<i>Inhaltsverzeichnis</i>	5	<i>Dresdner RockTheater</i>	
		Traum – Eine jiddische Bühne	19
<i>Jüdisches Leben in Dresden</i>		<i>Veranstaltung der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit</i>	
Start für Synagogen-Neubau	7	Von himmlischer Lust im Hohelied	20
<i>Eine Synagoge von innen</i>		<i>Mit HATIKVA verstehen lernen</i>	
Die Thora legt ihre Kleidung ab	8	Spuren in die Vergangenheit	21
<i>Jüdische Feste</i>		<i>Jüdische Erziehung in Sachsen</i>	
Von Jom Kippur bis Pessach	9	„Am besten hört uns Gott in der Synagoge“	22
<i>Kunst des jüdischen Witzes</i>		<i>Sachsens Landesrabbiner</i>	
Warum nicht eine Gegenfrage?	10	Jüdische Gemeinden wachsen	23
<i>Sprache der osteuropäischen Juden</i>		<i>Der Retter des Davidsterns erzählt</i>	
Gedanken rund ums Jiddische	11	Feuerwehrmann und Kunstliebhaber	24
<i>Küchenkunst des Koscheren</i>		<i>Sagenhaftes aus dem Goldenen Prag</i>	
„Du sollst das Böcklein nicht kochen in seiner Mutter Milch“	12	Wie der Golem den Prager Juden half	25
<i>Synagogalmusik „Des Menschen Tage“</i>		<i>Jüdische Themen im heutigen Film</i>	
Suche nach der neuen Expression	13	Schwer, das Gute gut zu machen	26
<i>Jüdische Musik im heutigen Krakau</i>		<i>Das jüdische Internet-Magazin „baGalil“</i>	
Touristen wollen Klezmer hören	14	Online gegen Vorurteile	27
<i>New Klezmer-Revival</i>		<i>Veranstaltungen/Bücher</i>	28
Osteuropa-Klänge von heute	16	<i>Adressen, Impressum</i>	30

**NintyNine
1/2 SW**



**BuchHaus
Loschwitz**

- Belletristik
- Kunst
- Saxonica
- Kinderbuch
- Autorenlesungen

Susanne Dagen + Michael Bormann OHG

Friedrich-Wieck-Str. 6, 01326 Dresden
Tel. 03 51-2 68 52 75
Fax 03 51-2 68 52 76

Öffnungszeiten:

Di–Fr 10–18 Uhr,
Sa 10–16, So 11–16,
Mo Ruhetag

Start für Synagogen-Neubau

Wer sich in Dresden auf die Spuren jüdischen Lebens begeben will, wird nur noch wenige Stätten finden, die an die älteste der monotheistischen Religionen erinnern. Denn in kürzester Zeit gelang es den Begründern des Dritten Reiches, die hier in Jahrhunderten gewachsene jüdische Kultur fast vollständig zu zerstören. Einzig wenige Häuser in den Randgebieten und die beiden jüdischen Friedhöfe – in der Neustadt, Pulsnitzer Straße und in der Johannstadt, Fiedlerstraße – sind erhalten geblieben. Von den ehemals 5000 in Dresden lebenden Juden ermordeten die Nazis mehr als die Hälfte, nicht wenige wählten aus Verzweiflung den Freitod; viele flohen ins Ausland und einige überlebten versteckt in der Stadt.

Diese tragische Epoche der Juden in Sachsen begann mit dem „Judenboykott“ im Jahre 1933, der dem Ziel gesellschaftlicher und ökonomischer Ausgrenzung von Juden diente und fand seinen traurigen Höhepunkt in der Reichspogromnacht am 9. November 1938. Wie in vielen anderen deutschen Städten wurden nach einem ausgeklügelten Plan der Nazis Geschäfte jüdischer Besitzer zerstört, zahlreiche – vor allem männliche – Juden verhaftet und die von Gottfried Semper erbaute Synagoge in Brand gesteckt. Damit versank das Wahrzeichen des jüdischen Glaubens in Schutt und Asche, makaberer Weise kurz vor dem 100jährigen Jubiläum der Grundsteinlegung.

Östlich der Brühlschen Terrasse, am Hasenberg zwischen dem heutigen

Bärenzwinger und der Carola-Brücke findet man eine steinerne Stele unweit der Stelle, wo früher die Sempersynagoge stand. Dieser Gedenkstein wurde in Form des jüdischen Leuchters, der Menora, gebaut, allerdings statt der üblichen sieben nur mit sechs Armen – in memoriam der sechs Millionen jüdischen Opfer der Naziverfolgung. An dieser Stelle erfolgte 60 Jahre nach der Zerstörung der Synagoge – am 9. November 1998 – der Spatenstich zum Bau einer neuen jüdischen Gebetsstätte. Damit wird auch architektonisch an die Geschichte von beinahe 1000 Jahren jüdischen Lebens in Dresden angeknüpft. Alte Namen wie „Jüdenhof“ deuten auf eine frühe jüdische Besiedlung in Dresden hin. So nämlich wurde der Platz genannt, der sich vor dem er-

sten (überlieferten) jüdischen Gebetshaus befand – an der Stelle des heutigen Johannseums (Sitz des Verkehrsmuseums) in der Altstadt. Auch die Tatsache, daß der Markgraf von Meißen bereits 1265 eine Judenordnung erließ, spricht für ein jüdisches Leben in dieser Zeit. Allerdings waren die Jahre bis in das 18. Jahrhundert hinein von Pogromen und Benachteiligung der Juden gekennzeichnet. Länger als andere deutsche Staaten verweigerte Sachsen „seinen Juden“ die Gleichberechtigung. Erst mit August dem Starken erfuhren die Juden grundsätzliche Konzessionen hinsichtlich Einwanderung und Aufenthalt in Sachsen, geschuldet vor allem den ökonomischen Ambitionen und dem daraus resultierenden Finanzbedarf

des Königs. Rasch wurden ausgewählte „Hofjuden“ zu einem wichtigen wirtschaftlichen Faktor. So beschaffte der Patriarch und Bahnbrecher der Juden, Berend Lehmann, im Jahre 1697 dem König die notwendigen 10 Millionen Reichstaler zur Erwerbung der polnischen Krone.

Im Jahre 1751 erhielten die Dresdner Juden einen eigenen Friedhof – der erste in Sachsen und heute in der Neustadt zu finden. Immerhin wohnten etwas später in Dresden etwa 800 Juden. Doch noch einmal dauerte es bald 90 Jahre, bis die Erlaubnis erteilt wurde, eine Synagoge zu bauen. Nach vielen Querelen um den Standort entstand nach Sempers Entwürfen die Synagoge.

Nach dem Zweiten Weltkrieg gründeten die wenigen überlebenden Juden in Dresden die Jüdische Gemeinde neu. In Ermangelung eines Gebetshauses wurde 1950 auf dem Gelände des jüdischen Friedhofes ein eigentlich als Totenhalle erbautes Gebäude für die 150 Gemeindemitglieder als Gebetsraum hergerichtet. Auf dem Dach leuchtet der Davidstern, den ein beherzter Feuerwehrmann in der Reichskristallnacht gerettet und versteckt hatte.

Im Jahre 1997 entstand der Förderverein „Bau der Synagoge Dresden“ (Bautzner Str. 20, 01099 Dresden; Telefon: 03 51/8 01 17 31). Ihm vor allem ist es zu verdanken, daß am 9. November 1998 der erste Spatenstich zum Bau einer neuen Synagoge am alten Platze erfolgen konnte.

Susann Mayer

Jüdische Gemeinde Dresden: Das Neujahrsfest Rosch Haschana.



Die Thora legt ihre Kleidung ab



Der Davidstern ist das Symbol der jüdischen Religion.

Wer sich in einer Synagoge nur kurz umschaud, kann den wichtigsten Teil des jüdischen Tempels leicht übersehen. Das wichtigste Detail verbirgt sich an der östlichen Wand des Betsaales und sieht aus wie ein Wandschmuck. Doch hinter dem samteneen Vorhang befindet sich die Heilige Lade (Aron hakodesch), wo die Thora-Rollen mit der Heiligen Schrift aufbewahrt werden. Die Vorlesung des hebräischen Textes in der Gemeinde ist der Kern jedes Gottesdienstes.

Bevor aber ein Abschnitt aus der Thora („Die fünf

Bücher Mose“) zum Vortrag kommt, müssen die Rollen ihre „Kleidung“ ablegen: den umhüllenden Mantel, die zwei Knäufel oder Kronen, die auf den beiden Stäben sitzen, und das Thora-Schild. Das gehört zum Ritual des Gottesdienstes. In der Pogromnacht vor 60 Jahren verbrannten in Dresden mit der Semperschen Synagoge auch die Thora-Rollen. „Die Thora-Rollen der heutigen Behelfs-Synagoge kommen aus verschiedenen geretteten Beständen anderer Synagogen“, sagt Heinz-Joachim Aris, Geschäftsführer der Jüdischen Gemeinde zu Dresden.

Zum Vorlesen benutzt man in jeder Synagoge einen breiten Tisch, Almemor genannt. Er steht höher als die Bänke des Bethauses, seine Bedeutung hebt auch die Beleuchtung hervor, die auf den Almemor konzentriert ist. Was noch unbedingt zu einer Synagoge gehört: das Waschbecken zur Reinigung der Hände vor dem Gebet, das ewige Licht (Ner tamid) und die Steintafeln mit den zehn Geboten über der Heiligen Lade sowie Leuchter und Kerzen. Da die Darstellung von Menschen, geschweige denn von Gott, im jüdischen Glauben verboten ist, kommen für die weitere Gestaltung des Versammlungshauses, das ist die Übersetzung des griechischen „Synagoge“, nur wenige Elemente in Betracht. Zum einen wird sehr gern der „David-Stern“ (Magen David), zum anderen der siebenarmige Leuchter (Menora) verwendet. Der sechseckige David-Stern aus zwei gleichschenkligen Dreiecken symbolisiert einer Erklärung

nach die Harmonie zwischen Mensch und Gott. Die Krieger des jüdischen Königs David hätten Schilder in dieser Form gehabt, so besagt eine alte Überlieferung.

Der siebenarmige Leuchter war im Altertum ein Bestandteil des Tempels in Jerusalem, er wurde von Titus nach Rom verschleppt, später kam der Leuchter nach Byzanz, wo sich seine Spur verliert. Die siebenarmige Menora dient keinem religiösen Zweck - im allgemeinen werden zwei Kerzen benutzt, und zur Chanukka muß es ein achtarmiger Leuchter sein. Dennoch ist sie ein beliebtes Symbol, das unter anderem auch im Wappen des Staates Israel vorkommt.

Wer heute einen Gottesdienst in der Synagoge besucht, dem wird die Sitzordnung auffallen. „Wenn wir es von der Heiligen Lade aus betrachten, sitzen die Männer rechts, die Frauen links“, erzählt Heinz-Joachim Aris. Und selbst dieses beschränkte Zusammensein von Mann und Frau beim Gebet kommt einer Revolution gleich. Noch vor 150 Jahren waren Frauen aus dem Betsaal auf eine Empore verbannt, damit sie die Konzentration auf das Gebet nicht stören.

In der neuen Dresdner Synagoge wird es zwar eine Frauempore geben, die bisherige liberale Sitzordnung bleibt jedoch erhalten, so Aris. **Pascal Venetianer**

Hinter dem Vorhang befindet sich die Heilige Lade mit den Thora-Rollen.



Von Jom Kippur bis Pessach

Ernst und heiter, besinnlich und verspielt, hoch heilig und geschichtlich begründet – jüdische Feste haben viele Gesichter. Größtes und wichtigstes Fest des Judentums ist Jom Kippur, das Versöhnungsfest. Es gehört zu den „Hohen Tagen“ des jüdischen Jahres. Begangen wird es zum nächsten Mal am 10. Tischi 5760 nach dem jüdischen Kalender, der die Jahre ab der Schöpfung zählt. Im gregorianischen Kalender ist dieser Tag der 20. September 1999. Nach der Bibel kehrte Religionsgründer Moses am Jom Kippur mit den Steintafeln der Thora vom Berg Sinai zu den Israeliten zurück. Wie es weiter heißt, war es das zweite Mal, daß er auf dem Sinai von Gott das Gesetz („Die fünf Bücher Mose“) entgegennahm. Die ersten Tafeln hatte Moses in seinem Zorn

vernichtet, als er das Volk ein Götzenbild, das goldene Lamm, verehren sah. Dennoch versöhnt sich Gott nach diesem Sündenfall mit den Israeliten, und so soll es an diesem Feiertag nach dem jüdischen Glauben auch unter den Menschen zugehen.

Das erste Fest im jüdischen Jahr wird schon zehn Tage vor Jom Kippur gefeiert: Es ist das Neujahrsfest, auf hebräisch: Rosch Haschana (dieses Jahr fällt das jüdische Neujahr auf den 11. September). Zwischen Rosch Haschana und Jom Kippur entscheidet sich das Schicksal aller Lebewesen, so die Tradition. Zu biblischen Zeiten zogen anlässlich von drei Festen Scharen von Pilgern nach Jerusalem. Sukkot oder das Laubhüttenfest erinnert an die vierzigjährige Wanderung in der Wüste, bevor die Juden das Gelobte Land erreichten. Die Befreiung durch Gott aus Ägypten steht im Mittelpunkt von Pessach, die im Frühling gefeiert wird. Schließlich ist Schavuo das Erntedankfest. Einmal jährlich – in den Städten meistens in Hinterhöfen – ist Zeltbauen angesagt. In Sachsen spielt sich die Zeremonie für alle Gläubigen bei der Chemnitzer Gemeinde ab. Die Aufforderung zum Hüttenbau stammt aus der Bibel: „Damit eure kommenden Generationen wissen, daß ich die Israeliten in Hütten wohnen ließ, als ich sie aus Ägypten herausführte.“ Im Zelt wird gebetet, aber auch gegessen und getrunken.

Am letzten Tag des Laubhüttenfestes ist die Atmosphäre in der Synagoge besonders locker: Simchat Thora, das Freudenfest der Thora, steht



Das Laubhüttenfest feiern die jüdischen Gemeinden von Leipzig, Chemnitz und Dresden gemeinsam.

an. Siebenmal gehen die Männer mit den Thora-Rollen umher, Tanz, Gesang beherrschen die Szene. Immer wieder sind es die Kinder, die bei den Festen in den Mittelpunkt rücken. Schließlich werden sie als Erwachsene die Tradition und das Gesetz an ihre Kinder weitergeben. So ist das auch am Seder-Abend, am Vorabend der Pessach, wenn das Familienoberhaupt die Geschichte der Befreiung aus Ägypten erzählt.

Jedes Jahr stellen die Kinder Fragen dazu. Was zum Beispiel auf den Tisch kommt, muß erklärt werden: Die Mazza – ein der Waffel ähnliches Brot ohne Hefe, weil die Israeliten beim Exodus aus Ägypten keine Zeit zum Brot backen hatten. Im Meerrettich erkennt man den bitteren Geschmack der Sklaverei in Ägypten wieder, ein Glas Salzwasser symbolisiert die Tränen. Jeder soll sich so fühlen, als wäre er derjenige, den Gott aus Ägypten befreit hat.

Vom jüdischen Osterfest zum jüdischen Weihnachten: Im jüdischen Kalender fällt Chanukka meistens auf die Zeit vor dem 24. Dezember, dem christlichen Heiligabend. Während für die Christen Weihnachten einen der Höhepunkte im Religionsjahr ausmacht, so ist Chanukka für die Juden eher von geringerer Bedeutung. Es erinnert an ein historisches Ereignis: 164 v. Chr. wurde der Tempel in Jerusalem wieder eingeweiht. Juda Makkabi hat das Heiligtum von dem griechisch-hellenistischen Herrscher Antiochus Epiphanes zurückerobert. Antiochus ließ dort die Skulptur des griechischen Hauptgottes Zeus aufstellen, den Juden wollte er dessen Kult aufzwingen. Es wird erzählt: Als die Religionsstätte wieder in jüdischer Hand war, fand man dort nur noch ein Gefäß heiligen Lampenöles vor – genug für einen Tag. Durch ein Wunder brannte das Öl jedoch acht Tage lang. So blieb den Israeliten Zeit,

Nachschub anzufertigen, ohne daß das so wichtige Licht erloschen wäre. Zum Andenken zünden die Juden während der acht Tage von Chanukka jeden Tag ein neues Licht an einem achtarmigen Leuchter an – bis am letzten Tag alle acht Kerzen brennen.

Last, but not least: Das jede Woche zurückkehrende Fest des Judentums ist der Sabbat, der allsonnabendliche Ruhetag nach sechs Tagen Arbeit. Untrennbar vom jüdischen Glauben, wie das auch der Spruch zeigt: „Nicht nur, daß die Juden über Jahrtausende den Sabbat eingehalten haben, der Sabbat hat die Juden erhalten.“ Mehr Informationen aus erster Hand über den jüdischen Glauben gibt es in Dresden voraussichtlich ab 2001. Im Gemeindehaus neben der Synagoge, die dann fertiggestellt wird, soll auch ein „Museum zum Anfassen“ entstehen.

Pascal Venetianer



Warum nicht eine Gegenfrage?

Wer lacht nicht gern über einen guten Witz? Einen richtig guten. So einen, bei dem es nach dem Erzählen einen Augenblick ganz still ist, bevor sich alle vor Lachen ausschütten. Wer diesen Knalleffekt mit Verzögerungszeit mag, dem sei der jüdische Humor wärmstens empfohlen. Insbesondere aus dem Alltag der osteuropäischen Juden sind etliche intelligente wie hintergründige Witze überliefert. Etwa so einer: „Warum antwortet Ihr Juden auf eine Frage immer mit einer Gegenfrage?“ „Warum soll ein Jude nicht auf eine Frage mit einer Gegenfrage antworten?“

Viele jüdische Witze, Anekdoten und Sprüche entstammen dem 19. und 20. Jahrhundert. Besonders ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts konnten die sich bis dahin rechtlosen Juden mehr und mehr in die jeweiligen Gesellschaftsordnungen integrieren – in Westeuropa schneller als in den mittel- und osteuropäischen Ländern. Zahlreiche Witze spiegelten die geistige Auseinandersetzung der Juden mit ihrer Umwelt oder dem eigenen Glauben wider. Gerade die jüdische Religion mit zahlreichen Vorschriften und strengen Ritualen, beispielsweise der Beschneidung als Bestandteil des jüdischen Taufrituals, wurde nun gern aufs Korn genommen: Im Schaufenster liegt eine Uhr. Ein Kunde betritt das Geschäft und fragt den Ladenbesitzer, einen härtigen Juden, nach dem Preis. „Ich verkauf keine Uhren“, erklärt der Jude. „Ja, aber im Schaufenster liegt doch eine Uhr!“ „Gewiß. Das ist so: ich bin Beschnei-

der der Kultusgemeinde. Was glaubt der Herr, soll ich denn ins Schaufenster hängen?“

Für fromme Juden waren tägliche Gebete und das strikte Einhalten der Sabbatruhe selbstverständlich. Sabbat beginnt am Freitagabend mit dem Anbruch der Dunkelheit und dauert bis Sonnabendabend. In dieser Zeit darf nicht gearbeitet werden, man darf nicht reisen, kein Feuer anzünden und demzufolge auch nicht rauchen.

Auch um das bekannte Verbot, Schweinefleisch zu essen, ranken sich etliche Witze: Kohn im Restaurant: „Ober, geben Sie mir von dem Fisch.“ „Verzeihung, mein Herr, das ist Schinken.“ „Hab' ich gefragt, wie er heißt, der Fisch?“

Im Mittelpunkt jeder jüdischen Gemeinde stand der Rabbi. Er legte als Talmudgelehrter die religiösen Schriften aus und wachte darüber, daß die religiösen Vorschriften eingehalten wurden. Außerdem entschied er Rechtsstreitigkeiten und gab Rat in alltäglichen Fragen. So auch jene, als der Rabbi gefragt wird, ob einer die Schwester seiner Witwe heiraten dürfe. „Dürfen darf er schon, aber können wird er nicht“, antwortet der Rabbi. Gestaut hat der Rabbi sicher über jene Frau, die zu ihm kam und sich scheiden lassen wollte. „Was habt Ihr für Gründe?“ Darauf die Frau: „Ich habe den Verdacht, der letzte Sohn ist nicht von ihm.“

Beliebtes Thema vieler Witze war das Schnorren. Hierbei handelte es sich weniger um Betteln, sondern mehr um eine soziale Ausle-

gung des Mildtätigkeitsgebotes. Dieses besagt, daß jeder Jude im Jenseits an seinen irdischen Taten gemessen wird. Demzufolge sei alle Habe mit Bedürftigen zu teilen. Die Schnorrer leiteten daraus einen Anspruch ab... Ein Schnorrer hat von einem reichen Glaubensgenossen die Zusage, daß er sich jeden

hintersinniger Schlaueit versucht, den Alltag zu meistern. „Kannst Du mir ein paar Mark borgen?“ „Ich habe gerade nichts bei mir.“ „Und zu Hause?“ „Danke, zu Hause sind alle gesund.“ Oder: „Gestern war Mendel bei mir. Er wollte mich verprügeln.“ „Woher weißt Du, daß er das wollte?“ „Nu... hätte er nicht

Was bleibt, sind verschiedene Sammlungen jüdischer Witze, etwa „Jüdische Witze“ von Salcia Landmann (1. Auflage 1963) oder Jutta Jankes „Von armen Schnorrern und weisen Rabbis“ (1. Auflage 1981), aus denen die meisten der hier erzählten stammen.

Noch'n Witz? Wenn man einem russischen Bauern ei-



„Warum antwortet Ihr Juden auf eine Frage immer mit einer Gegenfrage?“ ... warum nicht?“

Monat bei ihm einen Gulden abholen dürfte. Als er wieder einmal wegen des Guldens kommt, ist der Hausherr nach Karlsbad verreist. „Was“, beschwert sich der Schnorrer, „auf meine Kosten fährt er ins Bad?!“

Was zeichnet den jüdischen Humor aus? Nur selten wird einfach das Lachhafte, late-night-showhafte bedient. Vielmehr wird sich meist tiefgründig und auch selbstkritisch mit den Widrigkeiten des Lebens auseinandergesetzt. Oft blieb den Juden ohnehin nur neben ihrer Religion der Witz gegen die Verzweiflung. Gern wird mit Worten gespielt und mit

gewollt, hätte er's ja nicht getan.“

Selbst im schwarzen nationalsozialistischen Kapitel deutscher Geschichte versiegte der Quell jüdischen Humors nicht, wenngleich die faschistische Propaganda dessen selbstkritisches Element gegen die Juden mißbrauchte. Die jüdischen Witze dieser Zeit erinnern eher an Galgenhumor: Ein Schweizer besucht einen jüdischen Freund: „Wie geht es Dir unter den Nazis?“ Darauf der Freund: „Wie einem Bandwurm: Ich schlängle mich durch die braunen Massen und warte, daß ich abgeführt werde.“

nen Witz erzählt, lacht er dreimal: das erstemal, wenn er den Witz hört, das zweitemal, wenn man ihm den Witz erklärt, und das drittemal, wenn er ihn verstanden hat. Erzählt man einem Gutsbesitzer einen Witz, lacht er zweimal: das erstemal, wenn er den Witz hört, und das zweitemal, wenn er ihn erklärt bekommt. Kapiert er ihn nie. Ein Offizier lacht nur einmal: wenn man ihm den Witz erzählt, denn erklären läßt er sich prinzipiell nichts und verstehen wird er ihn sowieso nicht. Erzählt man einem Juden einen Witz, sagt er: „Den kenn ich schon“ und erzählt einem einen besseren.

Karsten Eckold

Gedanken rund ums Jiddische

Eine jüdische Familie in Rußland rüstet sich zur Ausreise nach Israel. Die große Schwester fragt ihre Mutter: „Mama, warum bringst du dem kleinen Abraham noch Jiddisch bei? In Israel spricht man doch Hebräisch.“ Die Mutter antwortet: „Er soll in jenem Land nicht vergessen, daß er ein Jude ist.“

Dieser kleine Dialog verdeutlicht, wie sehr das Jiddische nicht nur von Nichtjuden, sondern vor allem von den Juden in Europa und auch in den USA als besonders wichtig zur Kennzeichnung des Jüdischseins empfunden wird.

Obwohl das Leben der sogenannten Ostjuden (aschkenasische Juden) in Erzählungen und Romanen jüdischer Autoren in deutscher, polnischer, russischer oder englischer Sprache beschrieben wurde, gilt dennoch mit Recht das Jiddische als „Muttersprache“ der in Osteuropa lebenden Juden.

Daß das Jiddische keine homogene Sprache ist, sondern als heterogenes Sprachgebilde mit vielen regional differenzierten Dialekten existiert, wird schnell klar, wenn man die verschiedenen Entwicklungsstationen vom sogenannten Jüdischdeutschen zum Jiddischen bedenkt.

Die Anfänge dürften im 13. und 14. Jahrhundert liegen, als Juden, die teilweise schon ab dem 10. Jahrhundert in Deutschland seßhaft waren, aber auch solche aus Spanien, von wo sie vertrieben worden waren, diskontinuierlich nach Osteuropa in den litauisch-polnischen Großraum einwanderten. Sie

brachten ein Sprachgemisch mit, in dem Hebräisch, Spanisch, Deutsch, schließlich das von den damaligen vor allem im Rheinland wohnenden Juden gesprochene Jüdischdeutsch enthalten war und das während der Migration slawische (polnische und russische) Elemente aufnahm. Besonders das damalige Deutsch des 9. und 10. Jahrhunderts hat die Sprache der in Worms, Speyer, Mainz, Köln und in anderen Städten wohnenden Juden geprägt. So ist nicht verwunderlich, wenn auch das Jiddisch des 20. Jahrhunderts zum deutschsprachigen Kulturkreis gezählt wird. Bei näherem Hinsehen werden aber auch hebräische Einflüsse, die sich durch die jüdische Kultur bis ins heutige Deutsch erhalten haben, sichtbar. „Da hat er aber Masel gehabt“, sagt man, wenn man verdeutlichen will, daß jemand (gerade noch) Glück gehabt hat. Aber man spricht auch davon, daß man etwas vermässelt (also eine Chance verdorben, vergeben) hat. Der Wortstamm kommt aus dem sephardischen Hebräisch: mazal heißt „Schicksal“, in der aschkenasischen Aussprache mazel. Und wer würde nicht den großspurigen Spruch „Ohne Moos nix los“ kennen? Ma-ót heißt im sephardischen Hebräisch „Geld“ – hier wie auch bei anderen Konstellationen wird die hebräische Herkunft durch gleichklingende deutsche Wörter verdunkelt. So hat das Wort „betucht“ nichts mit Textilien zu tun, denn es stammt vom hebräischen batuach („zuverlässig“). Auch die Juden selber erlagen gelegentlich den Verlockungen falscher etymologischer Zu-

ordnungen. So hat das jiddische Wort iberjohr (Schaltjahr) auf direktem Wege nichts mit „über“ (-schüssig) zu tun, sondern geht auf die hebräische Wurzel abar (überschüssig sein) zurück. Bestimmte gemischt zusammengesetzte Worte im heuti-

gen Sprachgebrauch verdeutlichen hebräische und gleichermaßen deutsche Wurzeln. „Miesepeter“ (mi'us ist „geringwertig“) oder „Schlamassel“ („schlimm“ plus mazal, d. h. schlimmes Schicksal) sind dafür Beispiele.

Gespräch im Judenviertel von Černovzy (Tschernowitz): Wo früher vorwiegend jiddisch gesprochen wurde, hört man heute vor allem Ukrainisch, Russisch und Rumänisch.



Im Jiddischen sind – entsprechend der Lebensumgebung der osteuropäischen Juden – natürlich viele slawische Einflüsse zu spüren. Als erstaunlich gilt dabei die Tatsache, daß in der jiddischen Umgangssprache die hebräisch versetzte deutsche „Basiskomponente“ beibehalten wurde und kein eigenes jüdisch-slawisches Idiom entstand. „Wos chölemt sich der Hon? Pröse“ ist ein jiddisches Sprichwort, das russische und hebräische Einflüsse auf der Basis des Deutschen zeigt. „Was erträumt sich der Hahn? Hirse.“ Dabei ist pröse russisch „Hirse“, chalàm ist hebräisch „träumen“, die reflexive Konstruktion „chölemt sich“ verrät deutsche und russische Einflüsse (das angehängte „t“ ist deutsch konstruiert, die reflexive Struktur russisch). Eine Mischform ist auch älterzeide (Urgroßvater), vom polnischen dziad (Großvater). Die slawische Endung „-ka“ zur Kennzeichnung einer weiblichen Person findet sich in vielen jiddischen Wörtern wieder: schusterke, die Frau eines Schusters, eine deutsch-slawische Wortbildung. Das gibt es auch für hebräisch-slawische Verbindungen: melamedke, die Frau eines Lehrers (melamed ist hebräisch „Lehrer“).

Jiddisch ist also nicht nur ein Konglomerat verschiedener Sprachelemente, die im Laufe der Geschichte von den migrierenden Juden aufgenommen wurden, sondern selbst auch Sprachmedium, durch das hebräische Elemente ins Umgangsdeutsch Eingang fanden.

**Mathias Bäuml
W. Mö.**

„Du sollst das Böcklein nicht kochen in seiner Mutter Milch“

Der Kerl ist doch nicht kosher – wie häufig hört man diese oder eine ähnliche umgangssprachliche Formulierung, wenn zum Ausdruck gebracht werden soll, daß etwas an dem Kerl nicht stimmt, daß man ihm mit Mißtrauen begegnen sollte. Nicht jeder ist sich bei einer solchen Floskel dessen bewußt, daß mit „koscher“ ein Begriff sinnverschoben benutzt wird, der in Wahrheit die rituellen Regeln der Speisezubereitung und des Essens in der jüdischen Religion meint. Koscher aus jüdischer Sicht ist etwas, wenn es rituell zum Verzehr gestattet ist.

Welche Nahrungsmittel, welche Gerichte sind nun aber kosher? Hier orientieren sich die religiösen Juden an ihren heiligen Schriften, am Alten Testament, den Büchern Mose, an der Thora. Koscher sind zunächst alle Erzeugnisse aus der Pflanzenwelt („Und Gott sprach: Sehet da, ich habe euch gegeben alle Pflanzen, die Samen bringen, zu eurer Speise“; 1. Mose 1,29). Danach wird erweitert auf die Tierwelt – mit wichtigen Einschränkungen. „Alles, was sich regt und lebt, das sei eure Speise“ (1. Mose 9,3). Die Einschränkung wird sofort darauffolgend formuliert, denn 1. Mose 9,4 verbietet, daß im Fleisch noch Lebensblut enthalten ist. Es ist die wichtigste Aufgabe des Fleischers (Schächters), das Tier sofort und durch einen einzigen Schnitt zu töten und vollständig ausbluten zu lassen. Das Blut muß lose auf die Erde oder in Asche fließen, dann mit Erde oder Asche bedeckt und verscharrt werden. Das Tier muß durch den Schnitt schmerzlos, ohne

Qual, sofort sterben. Das zum Verbrauch bestimmte Fleisch darf keinerlei Blut mehr enthalten. Das Messer muß schneiden, es darf keine noch so winzige Scharte haben, es darf nicht reißen oder sägen.

Somit kann nur Fleisch von geschächteten – auf diese vorgeschriebene rituelle Weise geschlachteten – Tieren kosher sein. Die nächste Einschränkung: Die Tiere müssen im religiösen Sinne „rein“ sein („unrein“ ist nicht im Sinne von „schmutzig“, sondern im Sinne von „reli-

giös nicht zugelassen“ zu verstehen). Von den Säugtieren sind nur jene rein, die Wiederkäuer sind und deren Hufe voll gespalten sind. Beides muß gleichzeitig gegeben sein. Die Thora führt zur Verdeutlichung Beispiele an: Das Schwein, das zwar durchgespaltene Hufe hat, aber kein Wiederkäuer ist, und das Kamel, das zwar wiederkäut, aber keine voll durchgespaltene Hufe hat – beide sind als Nahrung verboten. Zu den Vögeln sagt die Thora nichts, doch gelten Gänse, Enten, Hühner, Tauben, Fasane, Trut-

hähne als rein. Von den Wassertieren sind die als Nahrung zugelassen, die gleichzeitig Flossen und Schuppen haben, also Fische mit diesen eindeutig erkennbaren Merkmalen. Tierische Produkte wie Eier oder Milch sind erlaubt, wenn es Produkte reiner Tiere sind. Blut ist generell verboten, sogar der Anblick von Blut sollte vermieden werden.

Können nun aber alle Speisen aus reinen Tieren nach rein kulinarischen Gesichtspunkten kombiniert werden?

„Du sollst das Böcklein nicht kochen in seiner Mutter Milch“ – dieses biblische Gebot muß in der koscheren Küche berücksichtigt werden. Alten Interpretationen zufolge ist damit der gleichzeitige Genuß von Fleisch (und Fleischspeisen) und Milch (sowie Milchspeisen) verboten. Auch die Vorbereitung einer Fleisch- mit einer Milchspeise zusammen sowie das Mischen von Fleisch- und Milchspeisen sind verboten – ebenso wie das Kochen von Fleisch in Milch. Demzufolge verwaltet die jüdische Hausfrau praktisch zwei Küchen: eine für Fleisch und eine für Milchspeisen. Diese Differenzierung wird auf Besteck und Geschirr ausgedehnt – von allem gibt es zwei Sätze.

Wein spielt eine besondere Rolle. Der Sabbat beginnt Freitagabend vor dem Abendessen mit dem Anzünden der Kerzen, und die erste Zeremonie ist der Kiddusch, das Einsegnen des Weines. Der Talmud (Brachot 35/a) hebt hervor, daß die „Frucht der Rebe“ nur aus der Rebe selbst gewonnen werden darf – ansonsten wäre die Einsegnung des Weines Frevel. Dies ist – neben den allgemeinen Geboten des Koscheren – die einzige Forderung an koscheren Wein. Also sind heutzutage weder Eiweißschönungen noch chemische Düngung oder Eichenholzspäne (als Barrique-Imitat) zulässig. Auch dürfen nicht Weinblätter versehentlich (wie sonst bei Billigweinen möglich) mitvergoren werden. Zucker- oder Spritzzusätze sind ebenso verboten wie Harzungen. Ein Rabbi muß über die Einhaltung der Forderungen wachen. **Mathias Bäuml**

Auch in den biesigen Weinbandlungen sind einige koschere Weine erhältlich.



Suche nach der neuen Expression

Das neunzehnte Jahrhundert war für die europäische Judentheit von zwei Entwicklungen gekennzeichnet. Zum einen erlangten die Juden mehr und mehr bürgerliche Rechte, was von Land zu Land durchaus unterschiedlich war und kaum je zu echter Gleichberechtigung führte. Zum anderen begannen Reformen, mit denen im gottesdienstlichen Bereich eine Angleichung an die nicht-jüdische Umgebung vollzogen werden sollte.

Hier diente vor allem der protestantische Gottesdienst als Modell. An die Stelle des liturgisch dominierten Gebets-

gottesdienstes der Synagoge trat ein neuer Typ mit Gemeindegang und Predigt. Die Orgel, in orthodoxen Gemeinden heute noch nicht zugelassen, wurde in die Reformsynagoge eingeführt. Die weitgehend improvisierte freie Kantillation des Vorbeters (Chasan) in hebräischer Sprache wurde durch stärker liedhaften Gesang in der Landessprache abgelöst.

Bedeutende Chasonim brachte jene Zeit hervor. Den Anfang machte Salomon Sulzer (1804-1890), Oberkantor in Wien, der im ersten Band von Schir Zion (1839) mehrstimmige Chorsätze veröffent-

lichte. Mit ihnen sollte die seiner Meinung nach nicht mehr den künstlerischen Erfordernissen seiner Zeit entsprechende ältere Musik, also die mit den eigentlichen jüdisch-orientalischen Wurzeln, von einer zeitgemäßerer abgelöst werden. Unter den Mitarbeitern an Schir Zion ist Franz Schubert der bekannteste.

Sulzer blieb aber nicht der einzige Reformator. Der Pariser Oberkantor Samuel Naumbourg (1817-1880) brachte in die Synagogalmusik den Pomp der französischen Oper ein. Den größten und dauerhaftesten Einfluß auf die Synagogalmusik hatte Louis

Lewandowski (1821-1894), der mit zwölf Jahren aus dem polnischen Wreschen nach Berlin gekommen war und 1840 an die alte Synagoge in der Heidereutergasse, 1886 an die in der Oranienburger Straße berufen wurde. Seinen Kompositionen ist überhaupt kein jüdisches Proprium mehr anzumerken; sie repräsentieren alle einen universalen musikalischen Geist, wie er von Felix Mendelssohn Bartholdy vorgeprägt wurde. Die Tragik einer solchen Entwicklung zur Weltmusik hin liegt in der Aufgabe des unverkennbar eigenen Idioms. Sulzer war sich dessen bewußt geworden, aber mit dem zweiten Band von Schir

Zion (1865) konnte er nicht mehr aufhalten. Der Förderverein Bau der Synagoge Dresden hat von der Bundesstiftung Umwelt CDs mit dem Titel „Des Menschen Tage. Synagogalmusik des 19. Jahrhunderts“ erhalten. Enthalten sind neben Kantorensoli Kompositionen von Sulzer, Naumbourg und Lewandowski, so daß man sich von der Stilistik der großen Reformer selbst überzeugen kann.

Die CD ist beim Förderverein (Bautzner Straße 20) und bei den Konzerten zugunsten des Synagogenneubaus in der Frauenkirche für 25 Mark erhältlich. **Peter Zacher**

Wie zurechtfinden im Kosmos abenteuerlicher Sounds und Stile?

Mit kompetenter und persönlicher Beratung in unserem Laden* sowie mit unserem deutschlandweit anerkannten Jazz-Mailorder sind wir der Kompaß für Ihre Hörerlebnisse!

* Als Musikgeschäft mit gutem Jazzsortiment von „Jazzpodium“ empfohlen.

**CD'S LP'S BOOKS
NEW & USED
ROCK · JAZZ · KLASSIK**

**SWEETWATER
RECORDSTORE**

Friedrich-Wieck-Straße 4; 01326 Dresden
(Nähe Körnerplatz / Blaues Wunder)
Montag bis Freitag 10 - 18 Uhr; Samstag 10 - 14 Uhr

SWEETWATER JAZZ
CD- UND SCHALLPLATTENVERSAND
MAILORDER
Telefon (03 51) 2 64 13 07 Fax (03 51) 2 64 10 25

Touristen wollen Klezmer hören



Proper: Jiddische Lieder in der „Arche Noah“.

In Krakaus ehemaligem jüdischen Viertel Kazimierz erklingt wieder Klezmer - dank eines von Spielbergs Film „Schindlers Liste“ ausgelösten Touristikbooms.

Ein welcher, mattsonniger Herbst. Vor dem Café Ariel, auf dem Gehsteig der Ulica Szeroka (der „Breiten Straße“) in Kazimierz, dem ehemals jüdischen Viertel von Krakau, sind unter Sonnenschirmen ein paar Tische und Gartenstühle gruppiert. Es ist Nachmittag, und einige Gäste strecken nach ermüdendem Stadtrundgang ihre Beine aus und schlürfen an Tassen voller Kaffee. Seit geraumer Zeit erklingt Musik. Zwei inmitten der Gäste sitzende Musikanten mit Fiedel und Gitarre, auf dem Kopf kleine Kippas, Kappen, die sie als Juden ausweisen, spielen alte Melodien und nippen zwischendurch am „Schwarzen“. Klezmer, die Tanz- und Festmusik der Ju-

den Osteuropas, lebt. - Klezmer lebt?

In der Tat: Streift man durch Kazimierz, eine ziemlich heruntergekommene Gegend, hat man mittlerweile täglich mehrfach Gelegenheit, Klezmer-Bands live zu erleben, Ensembles aus Polen, Deutschland, Rußland, der Ukraine, Ungarn, Israel. Nicht nur im Ariel (eigentlich gibt es zwei „Ariels“, die sich um Name und Legitimität streiten), sondern auch in der Galerie-Außenstelle des Cafés in der gleichen Straße, im jüdisch geprägten Künstlercafé „Arche Noah“, im Jüdischen Kulturzentrum an der Meisels-Straße oder im koscheren Restaurant der Nissenbaum-Stiftung (ebenfalls auf der Breiten Straße) tummeln sich Abend für Abend die Klezmorim der heutigen Zeit.

Während tagsüber Busse mit französischen oder israelischen Schulklassen ihre Insas-

sen auf das verschlafen, vielleicht sogar unwillig wirkende Viertel loslassen, treffen sich abends Business-Leute zum Geschäftsessen und Touristen zum Atmosphäre-Schnuppern in den Gaststätten und probieren zum Klang von Klarinette, Akkordeon, Gitarre, Fiedel und Baß jene Gerichte und Getränke, die auf den Speisekarten als „koscher“ ausgewiesen sind. Trotz Kulturzentrum, einigen Galerien, zwei jüdischen Friedhöfen und acht Synagogen - das richtige Geschäft mit der „Wiederbelebung des jüdischen Geistes“ (wie einst eine Tageszeitung schrieb) machen die Betreiber des Ariel und der „Arche Noah“, allesamt Polen - auch dank der Vielzahl der Klezmer-Musiker, für die die Cafés von Kazimierz eine willkommene Gelegenheit abgeben, ihr Können vorzustellen. Angesichts der tragischen Tatsache, daß gegenwärtig noch nicht einmal wieder 200 Juden in ganz Krakau leben, scheint der Wirtschaftsaufschwung in Kazimierz eine gewöhnungsbedürftige Variante der „Wiederbelebung“ des jüdischen Stadtviertels zu sein. Ausgelöst nämlich wurde der intellektuell und touristisch daher kommende Boom durch Steven Spielbergs Film „Schindlers Liste“, der bekanntlich auch im Krakauer Kazimierz handelt. Und so sind denn schon im Vorraum des Cafés Ariel die Gästebuch-Eintragungen Spielbergs und Izthak Perlmans stolz ausgestellt.

Die Polen beobachten die Entwicklung mit gemischten Gefühlen und verfolgen verschiedene Interessen. Krakaus Stadtverordnete wollen,

daß sich Kazimierz wieder zu einem - auch religiösen - Zentrum jüdischen Lebens entwickelt, auch, um dadurch die touristische Attraktivität der alten Königsstadt zu heben. Einige von ihnen haben dabei sogar das jüdische Viertel von Toledo im Auge, wo nicht ein Freilichtmuseum, sondern etwas wieder Lebendiges entsteht. Andere Polen - und nicht nur jene aus ärmeren Schichten, die schon immer durch die Installation von Feindbildern zu ködern waren - reagieren eher verärgert. „Alle Touristen fragen zuerst nach den Synagogen und jüdischen Friedhöfen in unserer Stadt. Das kann doch nicht richtig sein“, empört sich Tomasz Kuchniarz, Student der Kunstgeschichte an der altherwürdigen Jagiellonen-Universität. Kuchniarz verdient sich ein kleines Zusatzeinkommen als Führer durch die großartigen Abteilungen des Wawel, einer der beeindruckendsten königlichen Burganlagen Europas.

Antisemitismus hat auch in Polen Tradition, und die katholische Kirche - seit Karol Wojtyła und Lech Walesa mit großem Machtzuwachs - spielte dabei manchmal eine problematische Rolle. 1936 (!) pilgerten 20 000 Studenten (das ist ein Großteil der heute noch lebenden Intellektuellen im Großelteralter) nach Czestochowa, um vor dem Antlitz der Schwarzen Madonna zu geloben, Polen von den da lebenden Juden befreien zu wollen.

Nach dem zweiten Weltkrieg kam es in einer Reihe polnischer Städte, auch im Krakauer Kazimierz, wiederum zu Pogromen, diesmal, als

wenige aus dem Exil zurückkehrende Juden auf Einladung der polnischen Regierung hin wieder in ihre früheren Häuser, wenigstens Stadtviertel, zurückwollten.

Klezmer lebt? – Klezmer lebt! Spielbergs Film „Schindlers Liste“ hat es zumindest in Bezug auf Kazimierz/Krakau geschafft, daß inmitten einer nicht gerade freundlichen Umgebung etwas fast völlig Vernichtetes wieder auflebt – wenn auch anders, als es einst war, wenn auch „touristisch gedüngt“.

Also Filmgewinnler als Lebersretter, sprich: als „Wiederermöglicher“ jüdischer Kultur im heutigen Polen. Natürlich: Ganz ohne peinliche Gefühle liest man das Werbeschild vor der „Arche Noah“ – SIGHT-SEEING AUF DEN SPUREN VON SCHINDLERS LISTE – nicht. Besonders dann nicht, wenn auf demselben Werbeplakat eines Touristikunternehmens steht: AUSCHWITZ-TOUR (DAUER 6 STUNDEN) ABFAHRT HIER.

Aber: Musikanten aus vielen Ländern fühlen sich hier inspiriert, musizieren ernsthaft und mit Eifer, können sich hier dem „Wettbewerb“ mit anderen stellen, da der Gast zwischen mehreren Restaurants mit verschiedenen Musikanten wählen kann. Faszinierend eine polnische Band namens Koshak, in der neben dem Akkordeonisten und einem Bassisten besonders ein Mädchen an der Klarinette brilliert, das mit aller Raffinesse auf ihrem Instrument zaubert, die Töne auskostet, gestaltet, Sehnsucht und Melancholie ebenso ausdrückt wie Ausgelassenheit und Übermut. Tags darauf spielte

Koshak in einem benachbarten Café, diesmal gemeinsam mit der lokal bekannten Sängerin Irina Urbanska. Am gleichen Abend ein Auftritt der mittlerweile berühmtesten Krakauer Klezmerband, Kroke. „Kroke“ ist jiddisch und heißt schlicht und einfach Krakau. Das ausgerechnet in der üblen Krakauer Industrie-Neubau-Vorstadt Nowa Huta wohnende Quartett (zwei Violinen bzw. Violen, Akkordeon und Baß) wurde während der „Schindlers Liste“-Dreharbeiten von Steven Spielberg entdeckt, der die vier auch nach Kräften förderte. Von ihrer Klezmer-Auffassung und von der Instrumentierung her pflegen die Kroke-Musikanten vor allem frühe Klezmermusik, die zunächst noch keine Klarinette kannte, in Verbindung mit zeitgemäßen Improvisationen.

Am dritten Abend, nachdem wir nachmittags das unbekannte Duo mit Fiedel und Gitarre beim Entspannungskaffee vor dem Ariel erleben, konzertierte in der „Arche Noah“ ein Duo aus Moskau und gab erst zumeist bekannte jiddische Lieder zum Mitsingen, im zweiten Konzertteil ziemlich deftig gespielte Zigeunerromenzen zum besten. Die prächtig korpulente Sängerin (Bild vorige Seite) verfügte über eine tadellose Stimme, mächtig und strahlend in den Höhen und warm in den Tiefen, sowie über die typisch russische Gabe, Lieder mit Schalk und den großen Gesten russischer Estradenkunst vorzutragen. Diesbezüglich hatte es auch der vorzügliche Gitarrist faustdick hinter den Ohren: Stimmlich erheiternd geschauspielerte Gassenhauer trieben den kauenden

Zuhörern die Lachtränen auf die Wangen.

Goldene Spätherbst-Sonne wärmt die Fußgänger, die sich schon mit dicken Jacken auf den Winter eingerichtet haben. Gelbgrünes Laub glitzert die Rinnsteine entlang, und die Vorahnung von Osteuropas Unerbittlichkeit hängt wie feiner Nebel im Geäst der Straßenbäume. Übermütig lärmend verlassen dreißig, vierzig junge Israelis – vielleicht eine Schülergruppe aus Tel Aviv – die Ulica Szeroka und wandern in Richtung

Stadtzentrum. An der Straßenecke in der Nähe der Hauptpost stauen sie sich. Eine der vielen Zigeunerinnen mit obligatorischem Kleinkind hält – im kalten Schmutz sitzend – ihre Hand auf und läßt die fröhlichen Teens durch ihren schwarzen, unergründlichen Blick nach Geld greifen. Ein Münzensegen geht hernieder, Einnahmen in der Höhe eines Wocheneinkommens. Für die Unberührbare ein Glücksfall, für die jungen Leute eine Episode fürs Polaroid-Erinnerungsfoto.

Mathias Bäumel

Eines der beiden Cafés Ariel, die Regisseur Steven Spielberg besucht hat.



Osteuropa-Klänge von heute

In den siebziger Jahren begann, ausgelöst von einer kleinen Gruppe amerikanischer Juden, ein Phänomen, das sich mittlerweile zu einer musikalischen Bewegung mit Ensembles in vier Kontinenten ausgeweitet hat: das sogenannte Klezmer Revival. Junge Musikerinnen wenden sich der alten Tanz- und Unterhaltungsmusik der Juden Osteuropas der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, der sogenannten Klezmermusik, zu, greifen sie auf, interpretieren sie neu.

Wie bei nahezu allen anderen Rückentdeckungen ethnischer Musik waren auch hier Intellektuelle Träger dieser Musizierpraxis – sowohl bei Musikern als auch bei Hörern. Die Musik der Groß- und Urgroßvätergeneration, die osteuropäische Klezmermusik, konnte da ein „passendes“

Objekt intellektueller Kulturbegierden sein. Klezmer war keine streng religiöse, keine Synagogen-Musik, sondern klingender Teil des (im vergangenen Jahrhundert natürlich ohne Religion nicht denkbaren) Brauchtums in osteuropäischen Dörfern und „Shtetln.“

Warum der Blick ins alte Osteuropa? Israel und seine Kultur konnten noch Mitte der siebziger Jahre für die zumeist linksgerichteten jüdischen Intellektuellen kaum ein Identifikationsobjekt sein. Dieses Land galt den Ex-Studentenprotestlern jüdischer Abstammung als der Bastard politischer Kopulation, als Resultat der Zweck-Bemühungen zweier Großmächte nach dem zweiten Weltkrieg, im Nahen Osten politischen Einfluß zu gewinnen – und als Aggressor.

Der Blitzkrieg von 1967 war noch nicht allzulange her, der Blick US-jüdischer Intellektueller nach Israel war also politisch blockiert. Dafür schweiften er zurück in die idealisierte Vergangenheit zu den „Wurzeln“, zu Europas Ostjuden – ganz abgesehen davon, daß die allermeisten jüdischen US-Amerikaner sowieso in Osteuropa ihre Wurzeln haben.

Seit Mitte der siebziger Jahre widmen sich somit US-amerikanische Bands der Pflege der osteuropäischen Klezmermusik, wobei anfangs der traditionelle Klezmer im Vordergrund stand und erst zunehmend, teils durch die Begegnung mit europäischen Klezmer-Bands, Neues probiert wurde. Die bekanntesten und erfolgreichsten davon sind The Klezmerim (Berkeley/Kalifornien), die

seit Mitte der siebziger Jahre existieren und seit einigen Jahren als eine Art Musiker-Pool arbeiten. Die Klezmerim bezogen sich von Anfang an auf die osteuropäische Klezmer-Musik in all ihrer Vielfalt und mit allem Witz, der darin enthalten ist. Opernverballhornungen sind ebenso Klezmerim-Sache wie Rumänisches, Ukrainisches, Ungarisches. Der Spielwitz, die Weltoffenheit, das Unakademische und die Neugier der Männer um Lev Liberman waren wesentliche Voraussetzungen dafür, daß die Klezmerim zur Keimzelle neuer Entwicklungen werden konnten – das New Klezmer Trio geht auf sie zurück. Auch die The Klezmer Conservatory Band um Hankus Netzkly gehört zu den Stars der Szene. Die Joel Rubin Klezmer Band war die erste Klezmer-Super-



Anthony Coleman und John Zorn (Seite 17) – zwei New Yorker Musiker, die jüdisches mit improvisierter Musik zusammenbringen.

group, da sie aus Mitgliedern der Klezmer Conservatory Band, der Klezmorim und Kapelye bestand. Mit Joel Rubin hat sie einen charismatischen Leiter, dessen Tätigsein weit mehr als das Klezmer-Musizieren umfaßt. Rubin gilt als führender Klarinetist des traditionellen Klezmer in den USA, er arbeitet als Feldforscher sowie als künstlerisch-musikalischer Direktor verschiedener Projekte. Auch einen Film hat Rubins gedreht, über den Neffen von Naftuli Branntwein, Leopold Koslowski. Titel: „The last Klezmer“.

Wichtig für das Klezmer-Revival war, daß die Youngster die Gelegenheit hatten, von alten Meistern des Klezmer-Faches zu lernen. Drei wichtige Klezmer-Senioren – alles Klarinetisten – waren Lehrer und Anreger für die intellektuellen Draufgänger: Naftule Branntwein, der allerdings nur indirekt per Platten wirken konnte, da er bereits 1963 starb, Dave Tarras, der 1989 starb, und Max Epstein, der heute noch im hohen Alter lebt.

Daß seit einigen Jahren Klezmer Eingang in den Neuen Jazz gefunden hat, ist wohl vor allem den Klezmorim zu danken. Allein der Titel einer ihrer CDs, „Jazz-Babies of the Ukraine“ (1987), verweist auf eine solche Brückenfunktion, die diese Band im Keim erfüllt hatte – verbindet er doch „Jazz“ und „Ukraine“: Gemeinsam ist beiden Begriffen die Improvisation über populäre Themen und die Praxis der Musiker, aus dem Stegreif zu spielen. Die Jazzer Ben Goldberg (cl) und Kenny Wollesen (dr) waren Klezmorim-Mitglieder von etwa 1985 bis



1987, bevor sie das New Klezmer Trio gemeinsam mit dem Bassisten Dan Seamans gründeten. „Wir wollten Klezmer-Melodien aus ihren gewohnten musikalischen und kulturellen Kontexten herauslösen und sie ohne den Anspruch der Authentizität spielen“, erinnert sich Goldberg. „Eines Tages ließen wir das Ding laufen, und alle waren davon angetan. Natürlich hatten wir Vorstellungen von der Kraft der Klezmermusik, aber diese New-Klezmer-Sounds berührten mich wirklich mächtig und tief.“

Schnell waren andere zur Stelle, um Goldbergs und Wollesens Ideen aufzugreifen und zu popularisieren. John Zorn, der spätere „Erfinder“ der sogenannten Radikalen Jüdischen Kultur, der vor Jahren ein ganzes Festival in München gewidmet wurde, nutzte eine Band, die er 1993 für die Einspielung einer Filmmusik zusammengestellt hatte, um die New-Klezmer-Anregung mit melodisch-harmonischen Strukturen aus dem Nahen Osten und mit Ornette-Coleman-Improvisationen zu einem eigenen Klangbild zu verbinden: Masada war geboren! Dabei sollte man die programmatische Namensgebung dieses Ensembles nicht übersehen. Masada hieß die letzte Festung, die die Hebräer gegen die Römer kurz nach der Zeitenwende noch eine kleine Weile halten konnten. In aussichtsloser Lage begingen dann die Juden innerhalb der Festung angesichts der römischen Übermacht kollektiven Selbstmord – lieber tot als nicht jüdisch, ist das die Zornsche Masada-Botschaft?

Mathias Bäuml

Musiker ehrt Falashas in Äthiopien

Etwa 30 000 Falashas, schwarze Juden, leben im Nordwesten Äthiopiens, nahe der sudanesischen Grenze. Als arme, isolierte Gemeinde hatten die Falashas oft unter Vorurteilen der Nachbarn und den Bekehrungsversuchen christlicher Missionare zu leiden. Ihre jüdische Identität ist umstritten, und diese Skepsis verhinderte bisher offenbar, daß den Falashas jene vorbehaltlose Unterstützung und materielle Hilfe von internationalen jüdischen Wohlfahrtsorganisationen zuteil wurde, von der andere jüdische Gemeinden in abgelegenen Gegenden der Welt profitieren.

Der kürzlich verstorbene kalifornische Saxophonist Glenn Spearman, Sohn einer jüdischen Mutter und eines schwarzen Vaters, widmete mit der CD „Blues for Falasha“ den schwarzen Juden Äthiopiens sein letztes Opus.

Von der großen Jazz-Öffentlichkeit kaum wahrgenommen, hatte sich Glenn Spearman fest im Kreis der kalifornischen Saxophonisten und Komponisten – vor allem als gefragter Sideman – etabliert. Als 1993 das um vier Saxophonisten erweiterte ROVA Saxophoe Quartet mit dem großkompositorischen Programm „Figure 8“ die Fans zum Jazzfestival Saalfelden zum Jubeln brachte, war Spearman dabei. Und als eine erweiterte ROVA-Besetzung vor drei, vier Jahren mit einer eigenen umwerfend kraftvollen Interpretation von John Coltranes „Ascension“ für Furore sorgte, ging das ohne Spearman ebenfalls nicht.

Unmittelbar bevor der Tenorsaxophonist und Flötist

Glenn Spearman im Oktober 1998 an Krebs starb, hatte er sich ziemlich intensiv mit seinen eigenen jüdisch-afrikanischen Wurzeln beschäftigt, hatte er weit zurück seinen eigenen familiären Stammbaum erkundet, sich aber auch mit dem Verhältnis von Jüdischem und Afrikanischem sowohl in der US-amerikanischen Gesellschaft als auch besonders in Alltag und Kultur Äthiopiens beschäftigt. Diese gedankliche Reise, die Spearman auf weitverzweigten Wegen unternommen hatte, spiegelte sich musikalisch in Spearmans letzter CD, dem extra für Tzadiks Serie jüdischer Musik eingespielten, abenteuerlich klingenden Werk „Blues for Falasha“, wider. Der Falasha-Stamm in Äthiopien begreift sich als schwarze Juden. Es hat lange gedauert, bis die Falashas als Juden von den Juden der Welt anerkannt wurden.

Daß die Falashas bewußtseinsmäßig abgegrenzt von ihren territorialen und ethnischen Nachbarn leben, liegt weniger an den Übergriffen seitens anderer Stämme, sondern wohl vor allem daran, daß sich die „schwarzen Juden Äthiopiens“ als ethnische Gruppe „rein“ halten wollen.

Spearmans Musik zu diesen Falashas spiegelt diese Spezifik ebenso wider wie dessen eigene familiäre Wurzeln. Die brodelnde, lyrische, klagende, euphorische Musik ist ein musikalisches Zusammentreffen von jüdischer, afro-amerikanischer und Freejazztradition. Spearman griff für die Einspielung auf langjährige Wegefahrten zurück: Sowohl mit dem Saxophonisten Larry Ochs (von ROVA) als auch



Falashas – schwarze Juden, die in Äthiopien leben.

dem Bassisten Lisle Ellis und dem Schlagzeuger Donald Robinson verband Spearman eine Freundschaft über viele Jahre. Für „Blues for Falasha“ nahm Spearman die epochemachende Idee Ornette Colemans von einem Doppelquartett auf und arrangierte seine Großkomposition für Doppel-Trio. Als Kern fungierte das bestens aufeinander abgestimmte Lisle-Ellis-Trio „What we Live“, um das Spearman den Freejazz-Drummer William Winant, den Pianisten Chris Brown und sich selbst gruppierte. Die Musik der CD hat es in sich: subtile Saxophonialoge, geheimnisvoll fremd wirkende, improvisierte Klangfarben, harte, expressive Bläser-Passagen, sich reibende und kontrastierende Rhythmen sowie melodisch raffiniert gebaute, gestrichene Baßlinien dominieren das klingende Geschehen.

Dabei hebt sich die CD von den mittlerweile modisch gewordenen Klezmer-Revival-Musiken deutlich ab, hat doch

auch die äthiopische Musik der Falashas nichts mit den Volksmusikklängen aus den „Schtetn“ des alten Osteuropa zu tun. Hier liegt ein spezifisches Verdienst Spearmans: mitgeholfen zu haben, daß der Blick auf jüdisch beeinflusste Musik nicht auf Klezmer verengt bleibt und daß sowohl Jüdisches als auch Afrikanisches durch freies, „forschendes“ Musizieren in neue musikkulturelle Zusammenhänge gestellt werden kann.

All jene, die sich für improvisierte Musik zwischen ernster neuer sowie ethnischer Musik und freierem Jazz interessieren, beklagen den Verlust des weit unterschätzten, talentierten und begeisternden Tenorsaxophonisten und Komponisten Glenn Spearman.

Mit solchen lebendig-abenteuerlichen Kompositionen wie „Blues for Falasha“ jedoch hat sich Spearman unvergeßlich gemacht.

Mathias Bäuml

Traum – Eine jiddische Bühne

„Jungerman! Sait asoj gut un tutshe mir di gresste Tojwe ofj der Welt zu ruknsich a bissele af der Sajt...“, mit dieser überhöflichen und zugleich etwas drängelnden Aufforderung in Jiddisch beginnt eine Bekanntschaft im Kiew des Jahres 1905. Oscher, der hier spricht, ist Schadchn – Heiratsvermittler –, und auch sein Gegenüber, der mittellose Menachem Mendel, möchte ein werden. Der arme Schlucker, der vom Glück nur träumt, und seine Hausnachbarn – der revolutionär gestimmte Jankel und der Auswanderungsaktivist Schmuel – sind typische jüdische Figuren aus den Romanen von Scholem Alejchem (1859-1916). Diese jüdische Welt des Jahrhundertwende-Rußlands erlebt in Dresden bald eine neue Blütezeit – auf der Bühne.

Auf Einladung des RockTheater Dresden e.V. führt

der Straßburger Rafael Goldwasser die Regie bei der Inszenierung der Scholem-Alejchem-Überarbeitung „Menachem Mendel der Träumer“. Die Premiere des durchgängig in Jiddisch und in erster Linie von Laienschauspielern gespielten Bühnenwerks ist für Herbst 1999 geplant. Nach den früheren Dresdner (Ur-)Aufführungen von jüdischen Stücken wie „Bonzje Schweiger“, der „Kabalist in der U-Bahn“ und nach dem deutschlandweiten Erfolg der Purim-Geschichte „Die Megille vom Itzik Manger“ sorgt damit das RockTheater dafür, daß Dresden ein Zuhause für die jiddische Sprache und Kultur ist. Seit dem Holocaust wird die an das Mitteldeutsch angelehnte Umgangssprache der Ostjuden auf der ganzen Welt nur noch in wenigen Gemeinden gesprochen. Finanziell zwar stets am Rande des Ruins, doch um so engagierter

tritt das Dresdner Ensemble für den Erhalt dieser fast vergessenen Kultur ein. „Mein Traum ist eine jiddische Bühne in Dresden, die im Hundertwasserhaus ‚Hohe Haine‘ in der Neustadt Platz bekommen könnte“, sagt der RockTheater-Frontmann Detlef Hutschenreuter, Jahrgang 1957. Seiner Kenntnis nach wäre das die erste feste, nur dem Jiddischen gewidmete Schauspielinstitution in Deutschland.

An Kompetenz fehlt es dem studierten Religionspädagogen nicht. Beim Aufbau kann er auf solche anerkannte Persönlichkeiten wie zum Beispiel Lew Berinski, den Vorsitzenden des Jiddischen Schriftstellerbundes in Israel, zurückgreifen. Und als die Technische Universität kürzlich einen jiddischen Sprachkurs starten wollte, bat sie Hutschenreuter um Mitwirkung. Selbst als Heraus-

geber hat sich der Theatermacher versucht. Zur traditionellen Purim-Geschichte über den Judenfeind Haman und die Retterin der Juden im persischen Hof Esther hat er in seinem eigenen Megille-Verlag ein illustriertes Textbuch herausgegeben. Von dem Verkaufspreis (rund 50 Mark) kommen je acht Mark dem Bau der Synagoge in Dresden zugute. 5000 Exemplare wurden gedruckt, rund ein Fünftel hat bisher bis in die Vereinigten Staaten Käufer gefunden.

Trotz der Erfolge und des kürzlich erhaltenen Advantaförderpreises (verliehen gemeinsam mit der Stadt Dresden) steckt das RockTheater weiterhin in materiellen Schwierigkeiten. Nach einer kleineren Finanzspritze von der Stadt wird der Dresdner Stadtrat im Herbst über die Zukunft des Theaters diskutieren. **P. Venetianer**

Rafael Goldwasser als Menachem Mendel; Detlef Hutschenreuter als Oscher ... bei der Probe zu „Menachem Mendel der Träumer“.



Von himmlischer Lust im Hohelied



Gegenseitige Achtung und Sinnenfreude bestimmen das Zusammenleben jüdischer Paare (Ausschnitt aus Marc Chagalls „The Walk“).

Nicht Askese predigt das Hohelied, sondern Sinnenfreude. Im Unterschied zu manch anderen Religionen ist das Judentum dem Leben und der Erotik zugewandt, und schon früh waren die Rabbiner sich bewußt, daß ein erfülltes Sexualleben einen hohen Stellenwert für den Shalom Bajit, den Hausfrieden, besitzt. Im Tanach (hebräische Bibel) heißt es „Gott sprach: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm schaffen einen Gehilfen... und sie werden zu einem Fleisch.“ Zu keiner Zeit galt im Judentum Sex als Zugeständnis an den schwachen Leib, sondern als gottgewollte Entwicklungsvoraussetzung zum ganzen Menschsein. Eine grundsätzlich positive Einstellung des Judentums zum

Sex schlußfolgert daraus Dr. Ruth Röcher.

Die Religionspädagogin sprach im Rahmen eines Veranstaltungszyklus zu „Liebe und Erotik im Judentum“. „Der Gott, der den Menschen mit seinen Trieben und die zwei Geschlechter schuf, kann den sexuellen Trieb nicht als schlecht erachtet haben. Beischlaf heißt auf hebräisch ‚Jedia‘, das bedeutet auch ‚kennen‘. Durch das körperliche Kennen erkennen wir uns und kommen einander näher“, so die gebürtige Israeli. „Beischlaf ist heilig und rein, wenn er mit der rechten Absicht zur rechten Zeit vollzogen wird.“ Ausdrücklich soll der Mann seiner Frau sexuelle Freude schenken; die positive Einstellung zur Sexualität und

die lange Tradition der Frauenerhöhung förderten das weibliche Selbstbewußtsein und die Autonomie jüdischer Frauen.

Auch um Frauen, da aber um moslemische, ging es im Fortsetzungsvortrag „Liebe und Erotik im Islam“ im Juni 1999. Die Veranstaltungsreihe, die von der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit (CJZ) mitinitiiert wurde, will Vorbehalte abbauen und Verständnis schaffen. Dieses Anliegen ist auch im Namen der Gesellschaft impliziert, besteht doch für viele Orthodoxe beider Religionen ein Grundkonflikt zwischen Juden und Christen, den es gilt zu klären. Die CJZ gehört zu den Vereinen, die sich der Bildungsarbeit zu jüdischer Kultur verschrieben haben.

UJ befragte Hildegard Stellmacher von der CJZ zum Anliegen des Vereins.

Welche Ziele hat Ihr Verein?

Wir begannen 1982 als Arbeitskreis „Begegnung mit dem Judentum“ mit Vorträgen, Podiumsdiskussionen und Konzerten in der Annenkirche. Unser Anliegen kam deutlich im Namen zum Ausdruck, denn es gab kaum Angebote zu Fragen des Judentums. Wir wollten diesem Mangel abhelfen. Die Resonanz war außergewöhnlich groß, d. h., auf kleine Veranstaltungsanzeigen kamen sehr viele Menschen. Auch unsere Ausstellung „Juden in Sachsen“, die als Wanderausstellung 1988 bis 1990 in verschiedene sächsische Städte ging, traf auf großes Interesse.

Ein wichtiger Bereich ist Gedenken und Erinnern; so die Arbeit am Gedenkbuch, in dem die Namen aller Juden, die 1933 hier gelebt haben, verzeichnet sind. Ähnliches gibt es bereits in anderen Städten. Ein anderes Ziel ist es, gemeinsam gesellschaftliche Verantwortung wahrzunehmen; wir beteiligten uns beispielsweise an der Vorbereitung zur Wehrmachtsausstellung.

Seit dem Bestehen des Vereins arbeiten wir daran, die traditionelle christliche Überheblichkeit gegenüber dem Judentum, die in der Geschichte viel Schaden angerichtet hat, zu überwinden, um einen Dialog zu ermöglichen und voneinander lernen zu können.

Welchen Hintergrund hat die Namensänderung des Vereins?

Nach der Wende suchten wir Anschluß an ähnliche Ar-

beitsgruppen in den Alt Bundesländern und schlossen uns deshalb als „Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit“ an deren Dachverband mit an. Bei uns gibt es Christen und Juden, aber auch Mitglieder, die keiner Religionsgemeinschaft angehören. Gemeinsam ist das Interesse für das Judentum; Christen setzen sich mit der gemeinsamen Wurzel von Juden und Christen ein.

Inwiefern arbeiten Sie mit den anderen Gesellschaften zusammen?

Mit den anderen CJZ in Sachsen stehen wir in regelmäßigem Kontakt, in Form des Austausches von Informationen, von Referenten und auch gelegentlicher Themenabstimmung. In Deutschland gibt es 70 solcher Gesellschaften, die sich über ihren Dachverband abstimmen, der zweimal jährlich einlädt. Darüber hinaus gibt ein Periodikum gegenseitige Anregung. Allen gemeinsam ist die Woche der Brüderlichkeit in jedem März, in diesem Jahr stand sie unter dem Thema „Bedenken, was trägt“ – ein Nachdenken über nationales Gedächtnis und die Brücke zur Vergangenheit.

Welche aktuellen Veranstaltungen bieten Sie an?

Wichtig ist der Verein „Jugendbegegnung in Theresienstadt/Terezín“, den wir mitgegründet haben und mit dem wir laufend zusammenarbeiten. Wir arbeiten nicht nur Unterrichtsmaterial zu Terezín aus, sondern möchten die Geschichte für Jugendliche mittels Fahrten oder Projekttagen erlebbar machen.

Vielen Dank für das Gespräch.

Susann Mayer

Spuren in die Vergangenheit

„HATiKVA“ ist hebräisch und heißt Hoffnung. Hoffnung auf Verständnis und Toleranz - das ist das Anliegen der Bildungs- und Begegnungsstätte für jüdische Geschichte und Kultur Sachsen e.V., die sich den Namen „HATiKVA“ gab. Sie ist in der Dresdner Neustadt, Pulsnitzer Str. 10 zu Hause – in unmittelbarer Nachbarschaft zum ältesten erhaltenen jüdischen Friedhof in Sachsen. Seit dem Herbst 1992 bietet sie in ihren Räumen einen wahren Fundus an Informationsmöglichkeiten über die Jahrtausende jüdische Kultur. Interessierte finden hier nicht nur Literatur zu Judentum und dem jungen Israel, sondern auch eine Reihe eigener HATiKVA-Veröffentlichungen zu jüdischer Geschichte in Dresden und Sachsen. Regelmäßige Vorträge

stehen genauso auf dem Programm wie Filmvorführungen oder Konzerte. Aber auch diejenigen, die die hebräische Sprache erlernen oder in die Kultur israelischer Tänze Einblick gewinnen möchten, sind hier am richtigen Ort.

„Wir sind bemüht, unsere Veranstaltungen vielfältig zu gestalten, damit sich die Besucher auf unterschiedlichen Ebenen dem Thema nähern können“, so Dr. Nora Goldenbogen, Gründungsmitglied und Mitarbeiterin von HATiKVA. „Bei vielen herrscht trotz des Interesses eine gewisse Distanz und Unsicherheit gegenüber der jüdischen Thematik vor. Ich erkläre mir das vor allem mit der fehlenden grundlegenden Information in der DDR über die jüdische Kultur. Es wurde zwar in der Schule gelehrt,

daß die Nazis sechs Millionen Juden ermordet hatten, und Antisemitismus stand unter Strafe; aber man erfuhr wenig vom jüdischen Volk, von seinen kulturellen Wurzeln und seiner Geschichte. Und woher der Antisemitismus kommt und wofür er benutzt wird – davon hatten viele keine genaue Vorstellung.“

Hier möchte HATiKVA Bildungsarbeit leisten. Besonders Kinder und Jugendliche sollen mit einem speziellen, altersgemäß zugeschnittenen Angebotsprofil angesprochen werden, zu dem Vortragsveranstaltungen, Projektarbeiten und Exkursionen gehören. Die als Ergänzung zum Ethik- und Geschichtsunterricht geeigneten Themen sind beispielsweise gegliedert in:

- Jüdische Kultur, Tradition und Lebensweise

- Juden in Sachsen und Dresden
- Veranstaltungen zu einzelnen Geschichtsepochen
- Geschichte des Antijudaismus.

Sinnvolle Ergänzungen zu diesen Vortragsveranstaltungen können Führungen über die jüdischen Friedhöfe oder thematische Stadtrundgänge wie „Auf den Spuren der Tagebücher Victor Klemperers“ sein.

Jüdisches Leben in Sachsen gab es schon vor mehr als tausend Jahren, heute sind es nur noch spärliche Stätten, die davon berichten. Die historische Aufarbeitung dieser Spuren gehört zum anderen Ziel von HATiKVA. Oft fügt sich auch die Forschungs- mit der Schülerarbeit zusammen. „Wenn Jugendliche sich in ihrer Projektarbeit mit jüdi-

scher Geschichte auseinandersetzen, werden nicht nur Wissenslücken geschlossen“, so Nora Goldenbogen. „Sie engagieren sich oft über diese Arbeit hinaus bei uns und leisten wertvolle Forschungsarbeit. So recherchierte ein Schüler vier Jahre für ein Gedenkbuch für Dresdner Juden, indem er mehr als 1000 Einzelschicksale untersuchte, bei Holocaust-Überlebenden in Israel, England und USA war. Diese fundierte Arbeit möchte er perspektivisch auch publizieren.“

HATiKVA bedeutet Hoffnung; auch darauf, daß es dem Verein gelingt, dem Thema des Jüdischen die Brisanz und Distanz zu nehmen und eine Brücke zu bauen zwischen fremden Kulturen und Gedankenwelten.

Susann Mayer

Der älteste jüdische Friedhof Sachsens ist auf der Dresdner Prießnitzstraße zu finden.



„Am besten hört uns Gott in der Synagoge“

Wobetet es sich denn am besten? Über diese Frage zerbrechen sich nicht etwa Theologen den Kopf. Die Dresdner Schüler Rousanna, Marianne, Gena und Norman sind in einem Saal der jüdischen Gemeinde auf der Bautzner Straße zum Religionsunterricht zusammengekommen, packen gerade am Tisch ihre Hefte aus. An der gegenüberliegenden Wand hängt eine Karte Israels, da-

neben fällt die Gründungsurkunde des jüdischen Staates auf. Die Bilder zum Leben von Moses weiter links sind dreifach beschriftet: auf Deutsch, Hebräisch und Russisch. Nun schreibt Religionslehrerin Dr. Ruth Röcher (45) an die große Schultafel das Wort „gemeinsam“ und ergänzt: „Die Rabbiner haben gesagt, Gott hört uns besser, wenn wir gemeinsam beten, und der beste Ort dafür ist die Synagoge.“

Aber: Warum bloß soll man Gott auf hebräisch ansprechen, lautet die nächste Frage. Beten doch alle anderen in ihrer Muttersprache. Auch darauf kann Dr. Röcher antworten: „Nach langem Streiten meinten die Rabbiner vor 200 Jahren, die hebräische Sprache ist wichtig. Wenn in der Synagoge hebräisch gesprochen wird, können sich die Juden in jeder Synagoge auf der Welt zu Hause fühlen“, sagt die gebürtige Israeli. „Daß es in Dresden nicht so ist, wissen wir, aber das ist die Geschichte“, fügt sie noch hinzu. Doch wenn der Bet Ha-Knesset, zu deutsch das Haus der Versammlung oder die Synagoge, in Dresden einmal steht, sollen sich dort die Schüler bestens auskennen. Deshalb gibt es jeden Montag nachmittag auf der Bautzner Straße Religionsunterricht. In die Gruppe der Kleineren kommen sechs Kinder zwischen zehn und 14 Jahren, bei den größeren meistens sechs Jugendliche. In ganz Sachsen, das heißt in den drei Gemeinden Leipzig, Chemnitz und Dresden, betreut Dr. Röcher 55 Kinder und Jugendliche.

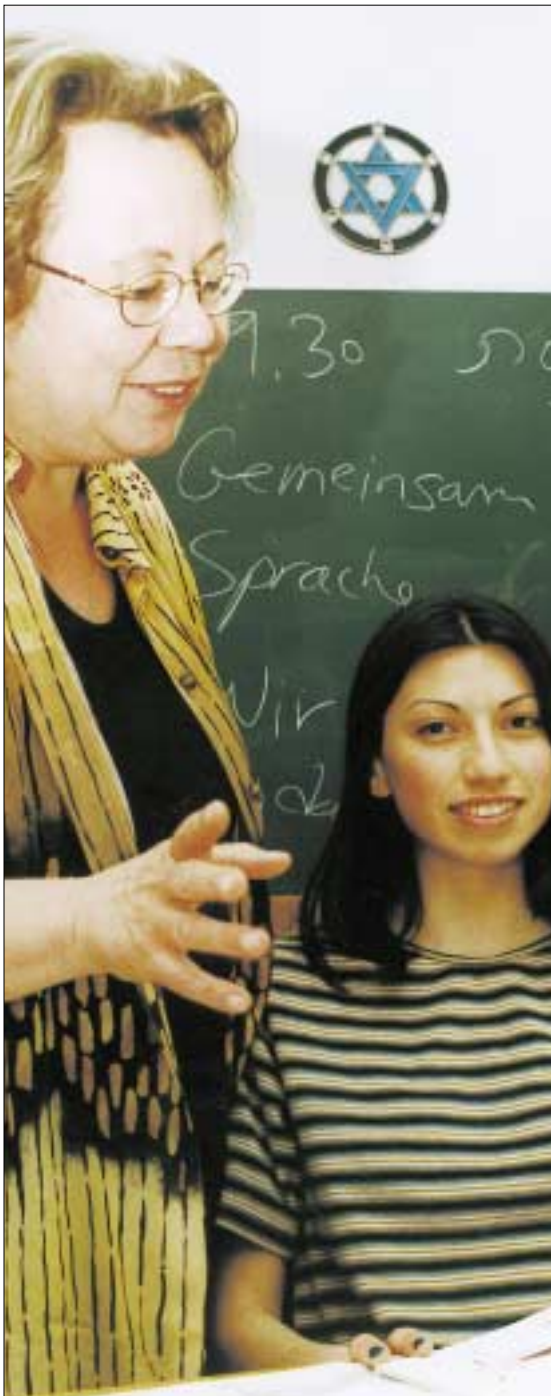
Welch ein Ergebnis, bedenkt man, daß die jüdischen Gemeinden in der DDR nur am Rande existieren konnten. Einen organisierten Religionsunterricht gab es nicht. Dabei spielt die Erziehung, die Weitergabe der Tradition an die Kinder, eine zentrale Rolle im Judentum. „Es seien diese Worte, die ich dir heute befehle in deinem Herzen. Schärfte sie deinen Kindern ein, und sprich von ihnen...“, steht in dem wichtigsten jüdischen Gebet „Schma Jisrael!“ – „Höre Israel!“. Den langen hebräischen Text muß heute keiner der sächsischen Schüler einbüffeln. „Ich erwarte aber von ihnen, daß sie ihn im Gebetsbuch, im Sidur, finden und im Gottesdienst mitlesen können“, sagt Dr. Röcher. Mehr zu verlangen wäre übertrieben, das weiß die Lehrerin genau. Schließlich kommen viele aus Familien, die von der religiösen Welt weit entfernt sind. Mit drei Jahren anzufangen, hebräische Buchstaben zu lernen, so etwas trifft man heute nur noch als extreme Ausnahme an.

Dennoch ist Dr. Ruth Röcher dafür, den Unterricht zu intensivieren. „Ansonsten ist die Gefahr zu groß, daß viele Jugendliche später als junge Erwachsene ihre jüdische Identität aufgeben“, warnt sie. Von einem staatlich anerkannten und damit stärker unterstützten Religionsunterricht kann sie allerdings erst einmal nur träumen: „In Sachsen müssen mindestens acht Gleichaltrige in eine Gruppe gehen“, erzählt sie. Das bringen die kleinen sächsischen Gemeinden nicht. So müssen jüdische Schüler extra zum schulischen Ethik- oder zu einem anderen Religionsunterricht.

Das bringen die kleinen sächsischen Gemeinden nicht. So müssen jüdische Schüler extra zum schulischen Ethik- oder zu einem anderen Religionsunterricht.

Das bringen die kleinen sächsischen Gemeinden nicht. So müssen jüdische Schüler extra zum schulischen Ethik- oder zu einem anderen Religionsunterricht.

Pascal Venetianer

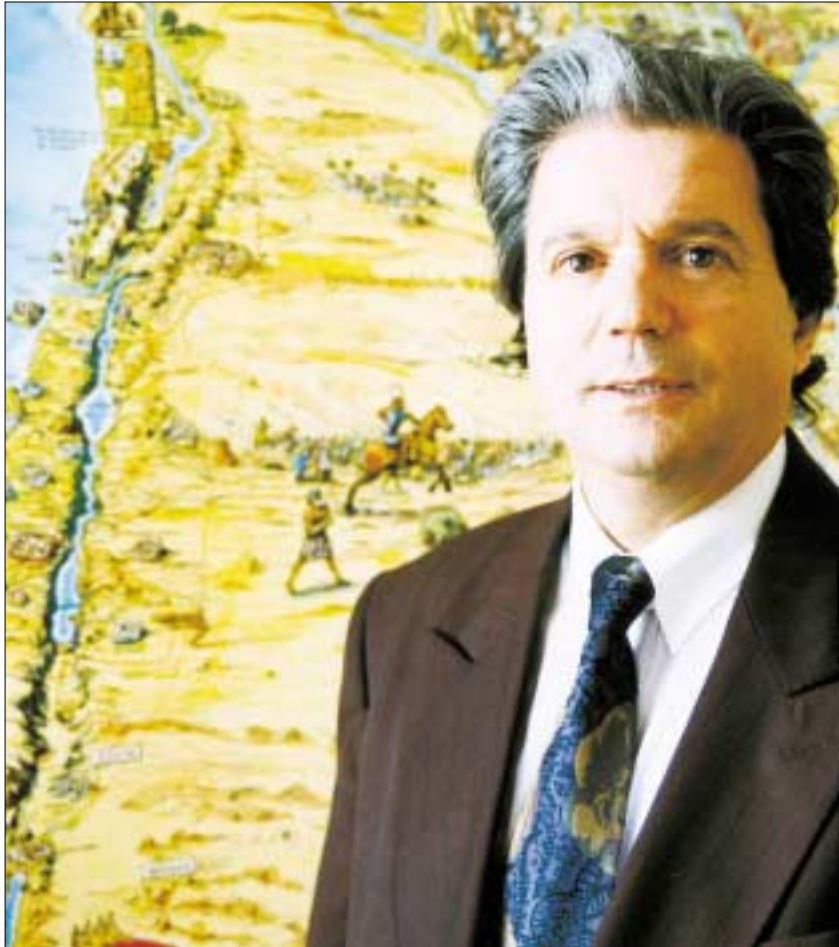


Jüdische Gemeinden wachsen

Seine Bewunderung kann Salomon Almekias-Siegl kaum in Worte fassen, wenn das Gespräch auf den jüdischen Gelehrten Kalonymus Kalman Schapira kommt. Der Rabbiner machte sich selbst im Warschauer Ghetto darüber Gedanken, wie man zu einem frommen Juden wird und wie man anderen dazu verhelfen kann. „Ich bin wie er beim Aufbau“, spannt Sachsens Landesrabbiner Almekias-Siegl (52) den Bogen zur Gegenwart.

Größtenteils bestehen die jüdischen Gemeinden in Sachsen aus Einwanderern der ehemaligen Sowjetunion. „Sie sind ohne die Lehre, die Thora aufgewachsen“, erklärt der Rabbiner. Seine wichtigste Aufgabe sei daher, ihnen die jüdische Tradition zu vermitteln. So zelebriert Almekias-Siegl nie einen Gottesdienst, ohne am Rande zu erläutern, was er da genau tut.

Nach fast 16 Monaten im Amt des sächsischen Landesrabbiners blickt er zufrieden zurück: Die Leipziger Gemeinde wuchs von etwa 170 auf 340 Mitglieder, in Chemnitz bekennen sich knapp 300 zum jüdischen Glauben, in Dresden erreicht die Zahl 250. „Wenn es so weitergeht, habe ich in meinem Leben viel erreicht“, sagt der Geistliche. Viele der jüngeren Einwanderer, aber auch ein über 60jähriger hätten die Beschneidung nachgeholt, die nach der jüdischen Tradition noch im Säuglingsalter vorgenommen wird. Zum Thoralesen in der Synagoge dürfen eigentlich nur Männer aufgerufen werden, die beschnitten sind.



Landesrabbiner Salomon Almekias-Siegl

Nachwuchs erfahren die jüdischen Gemeinden in Sachsen nicht nur durch Einwanderung, sondern auch durch Übertritte. „In jedem Monat erreichen mich drei bis fünf Bewerbungen“, so Almekias-Siegl. Sagt ihm ein Schreiben zu, entscheidet er nach einem Gespräch und einer Lernzeit über das Konvertierungsgesuch. Durchaus nicht nur positiv. „Die Begeisterung nach einem Israelurlaub reicht zum Beispiel nicht aus“, sagt der Gelehrte.

Die größeren jüdischen Gemeinden in Sachsen brauchen freilich auch mehr Platz. Während der Bau einer Synagoge in Dresden kurz bevorsteht, keimen in den beiden anderen sächsi-

schen Großstädten erst die Initiativen. In Chemnitz gründet sich ein Förderverein zum Bau der knapp acht Millionen Mark teuren Synagoge. Der jetzige Betraum platze aus allen Nähten, ein Neubau drängt. Ehrgeizige Pläne auch in Leipzig. Vor kurzem schrieb der Landesrabbiner gemeinsam mit dem Leipziger Gemeindevorstand einen Brief an Oberbürgermeister Wolfgang Tiefensee. Statt eines Gemeinde- und Kulturzentrums setzen die Leipziger nun auch auf die Errichtung einer neuen Synagoge – der Vorschlag geht auf Almekias-Siegl zurück.

Gebaut werden soll der Tempel so bald wie möglich,

wobei der Rabbiner einräumt, daß Wunsch und Realität weit auseinanderliegen.

Über Judentum und jüdische Tradition redet Almekias-Siegl übrigens nicht nur in eigenen Gemeindegemeinden. Er nutzt vielmehr jede Gelegenheit, über seinen Glauben vor einem nicht-jüdischen Publikum zu sprechen. „Viele in Sachsen haben noch nie einen Rabbiner gesehen“, begründet er, warum er zum Beispiel an der Leipziger Volkshochschule in einer Fragestunde Rede und Antwort steht. „So etwas verbessert das Verhältnis zwischen Juden und Christen“, so lautet seine Devise. **Pascal Venetianer**

Feuerwehrmann und Kunstliebhaber



Alfred Neugebauer

„Wissen Sie, die Demokratie – das ist die schwierigste Gesellschaftsordnung bisher. Und glauben Sie mir – es wird nicht die letzte sein.“ Es ist die fünfte für den 84jährigen, und es klingt überzeugend aus dem Munde von einem, der sich bereits als Junge leidenschaftlich für Geschichte interessierte. Ein wenig Stolz leuchtet in seinen Augen, wenn er davon spricht, daß er heute als Mentor des Gymnasiums „Marie Curie“ im Ethikunterricht „Kunstgeschichte und Juden in Dresden“ lehrt und (nicht nur dort) über die Rettung des Davidsterns der Sempersynagoge durch ihn erzählt. In vielerlei Veranstaltungen ist er ein immer gern gehörter „Zeitzeuge“: Alfred Neugebauer, gelernter Drucker und jahrzehntelang Feuerwehrmann, ist der „Retter des Davidsterns der Synagoge“. Er macht nicht viel Aufhebens darum, daß er ein einmaliges Kulturdenkmal bewahrte. Und daß er sein Leben riskierte, um einen jüdischen Stern zu retten – das einzige, was der jüdischen Gemeinde und der Stadt Dresden von der Sempersynagoge blieb ...

Drittes Reich, Reichskristallnacht vom 9. zum 10. November 1938: Wie die 260 Synagogen im ganzen Land stand auch die Dresdner Syna-

goge in Brand. „SA-Leute hatten zusammengerollte Kokosmatten ans Gestühl in der Synagoge gelegt, mit Benzin übergossen und angezündet; um Mitternacht stürzte die Kuppel ein,“ erzählt Alfred Neugebauer. „Wir wurden zwar zum Einsatz gerufen, aber durften nicht löschen, nur die umliegenden Häuser schützen. Eine Farce, wenn man bedenkt, daß sogar unser Feuerlöschboot am Terrassenufer lag,“ empört sich Alfred Neugebauer noch heute. Er gehörte damals zur 2. Wachabteilung der Berufsfeuerwehr, die am nächsten Morgen zur Ablösung kam. Erst am nächsten Vormittag durften die Feuerwehrleute anleiten und die beiden vergoldeten Sterne von den Nebentürmen abnehmen. Einer wurde im Polizeipräsidium Schießgasse abgeliefert (und ist im Krieg verschollen), der andere wurde auf die Hauptfeuerwache in der Annenstraße, in eine Löschsandkiste, gebracht. „In der Feuerwache arbeitete ich auch als Drucker, die Handpresse zur Lithografie stand genau neben der Sandkiste.

Auf diese legte ich absichtlich Bretter und darauf die großen Druckpapierbögen. So nahm ich an, daß der Stern darunter sicher liegt. Und ich wollte ihn unbedingt retten, denn mir war klar, welchen hohen historischen Wert er besaß.“

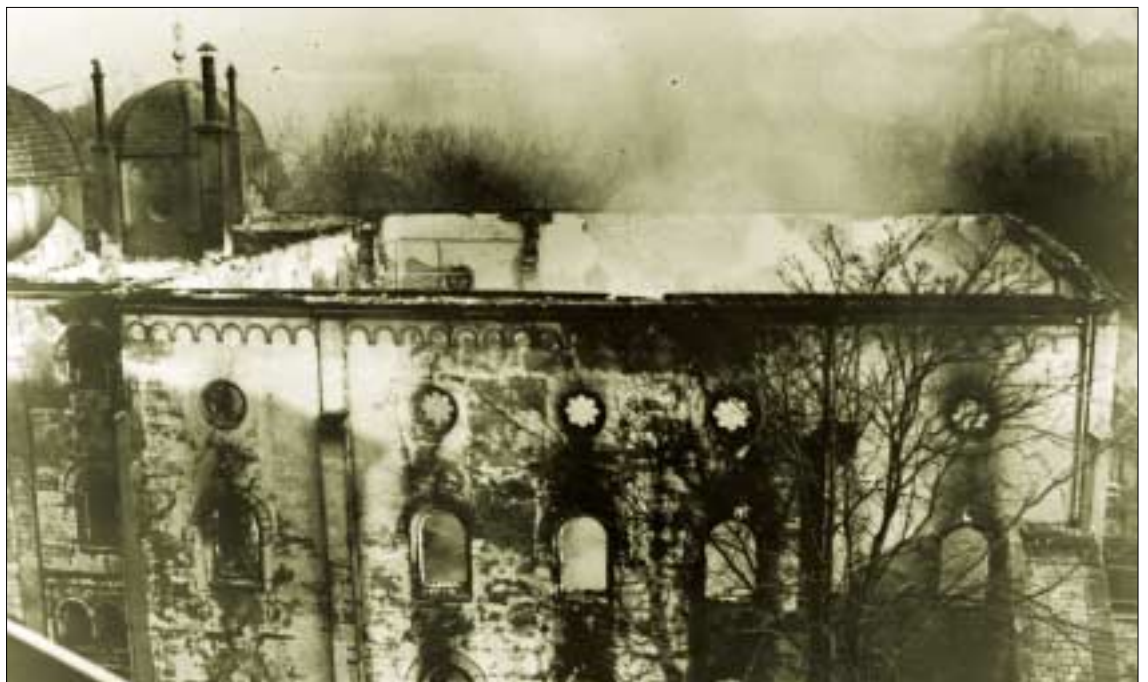
An einem Abend Ende Mai 1939 geschah es dann. Der Bescheid zu einer Reserveübung flatterte ihm ins Haus, und dann wäre der Stern bis auf unbestimmte Zeit unbeachtet gewesen. Nach Dienstschluß wickelte Neugebauer den 1,63 m großen Stern in eine Decke, stieg auf sein Fahrrad und brachte ihn in die Prießnitzstraße 22, wo er bei seinen Schwiegereltern wohnte. Keiner der Familie ahnte, daß nun in der Werkstatt im Haus, hinter der Hobelbank, der Davidstern versteckt lag. „Immerhin war mein Schwager, der auch hier wohnte, NSDAP-Mitglied.“ Neugebauer wurde eingezogen und kehrte erst 1945 in das Haus zurück, in dem der Stern unentdeckt geblieben war. Diesen sowie eine Dokumentation der Rettung

übergab er, gemeinsam mit Branddirektor J. Bittkow, dem damaligen Verwaltungsdirektor der jüdischen Gemeinde, Leo Löwenkopf. Der Stern wurde 1950 auf dem Turm der Behelfssynagoge in der Fiedlerstraße angebracht. Dank des damaligen Oberbürgermeisters wurde er 1988 vergoldet.

60 Jahre nach der Kristallnacht erfolgte am 9. November 1998 am Hasenberg der symbolische erste Spatenstich für die neue Synagoge. Der Förderverein zum Bau dieser Synagoge besitzt als Symbol jenen Davidstern, den Alfred Neugebauer jahrelang sorgsam bewahrt hat. Dieser Stern ist weithin bekannt gemacht worden, den Retter hingegen kennen nur wenige. Der Ältestenrat des Dresdner Stadtrates lehnte 1998 die Verleihung der Ehrenbürgerwürde an Alfred Neugebauer mit der Begründung ab, die Rettung des Sterns sei ein einmaliger Akt, zur Ehrenbürgerschaft gehöre aber mehr ...

Susann Mayer

Die Reste der brennenden Sempersynagoge am Morgen des 10. November 1938.



Wie der Golem den Prager Juden half

Der Golem – der berühmte künstliche „Mensch“ aus dem Prag des 16. Jahrhunderts – wurde der Sage zufolge vom Rabbi Jehuda Ben Bezaleel, genannt Rabbi Löw, geschaffen.

Anlaß waren die ständigen Übergriffe der christlichen Prager gegen die Bewohner des Prager Judenviertels, waren Judenhaß der christlichen Bevölkerung und die damit zusammenhängenden Pogrome, gegen die man sich nur mittels eines übermächtigen Beschützers zur Wehr setzen konnte. „Jede Nacht kann uns jemand heimlich einen Toten ins Ghetto bringen und uns des Mordes beschuldigen. Es gibt immer noch mehr als genug Leute, die dem Geraune glauben, daß wir zu unseren Riten Christenblut brauchen“, beschreiben Juden der Prager Josefstadt in der Golem-Sage die Gefahr. Rabbi Löw versprach Abhilfe und schuf schließlich gemeinsam mit seinem Schwiegersohn und einem seiner Schüler unter Berücksichtigung aller geheimen jüdischen Lehren aus Feuer, Wasser, Luft und Lehm vom Moldauufer den Golem, ein unglaublich kräftiges, menschenähnliches Wesen, dem Rabbi Löw ein mit einem Zauberspruch beschriebenes Pergamentblättchen unter die Zunge legte und es so „belebte“. Löw war der Gebieter des Golems, und der Rabbi erklärte seiner Frau, die vom Geheimnis nichts wissen durfte, daß es sich um einen Armen handele, den er als Synagogendiener beschäftigen wolle. „Aber merke dir“, so der Rabbi zu seiner Frau, „du darfst den Golem nie Hausarbeit verrichten lassen. Denn es steht geschrieben: Du

sollst ein Gefäß, das heiligen Handlungen dient, nicht zu alltäglichen Diensten gebrauchen.“

Damit war das ethische Niveau des Golem-Gebrauchs festgeschrieben: Nicht für irgendwelche Erleichterungen im Alltag, sondern nur zu heiligen Zwecken, als letztes Mittel der Abwehr der Feinde, war der Golem gedacht und gemacht. Natürlich befolgt die Frau die Anweisung nicht. Sie läßt den Golem Wasser holen, der aber wegen des unpräzisen Befehls das ganze Haus unter Wasser setzt. Sie läßt ihn Fisch holen, der Golem wirft aber den gekauften Fisch zurück ins Wasser. Die Frau schickt ihn auf den Markt nach Obst, der Golem kommt mit dem ganzen Obststand samt Marktfrau heim. Aber: Der Golem beschützte die Prager Juden vor christlichen Übergriffen. Als christliche Prager eine Intrige einfädelten und behaupteten, die Juden würden das Blut einer verschwundenen christlichen Magd für die Herstellung ihres Osterbrotes verwenden, gelang es dem Golem in letzter Sekunde, die verschwunden geglaubte Magd aus dem hintersten Winkel Böhmens, wohin sie zu Besuch gefahren war, zurückzuholen und damit die Intrige aufzudecken. Ein Pogrom war so zunächst abgewendet. Nach einer Reihe von weiteren Abenteuern befand der Rabbi Löw, daß der Golem nun seine Aufgabe gelöst habe und daß Christen mit Juden in Prag friedlich zusammenleben könnten. So stiegen also der Rabbi Löw, sein Schwiegersohn und der Schüler gemeinsam mit dem Golem auf



Unter dem Dachstuhl der Altneusynagoge in Prag soll noch heute der Lehm des rückverwandelten Golems liegen.

den Dachboden der Altneusynagoge in Prag, und sie wandelten das menschenähnliche Wesen zurück zu Lehm. Dieser Lehm soll heute noch auf dem Dachstuhl liegen.

Vieles in diesem Sagenkomplex sind historische Tatsachen – so hat der Rabbi Löw tatsächlich gelebt, und sein Grab kann man auf dem alten jüdischen Friedhof im jüdischen Viertel Prags besuchen.

Daß in der Golem-Sage die verkirchlichte Christenheit diesen Schutzgehilfen

der Prager Juden erst notwendig machte, thematisiert diese Überlieferung ebenso wie die gelegentliche Hilfsigkeit der Menschen, mit eigenen Möglichkeiten und Produkten menschlich umzugehen. Damit enthält der Golem-Stoff zwei der grundlegenden Probleme heutiger europäisch geprägter Kultur: Wie steht eine kirchlich-christlich geprägte Gesellschaft zum Anderen, zum Fremden, und wie kann der Mensch verantwortungsbewußt handeln?

Mathias Bäuml

Schwer, das Gute gut zu machen

Auf die Frage, wann er das letzte Mal geweint hätte, sagte Filmstar Til Schweiger jüngst: „Als ich Robin Williams in ‚Jakob der Lügner‘ gesehen habe. Total bewegend.“ Ob er schon einmal etwas von Vlastimil Brodsky gehört hat, vom tschechischen ‚Jakob‘ in Frank Beyers erster Verfilmung des Jurek-Becker-Stoffes von 1975? Eher kaum.

Hollywood kann es einfach nicht lassen. Keiner würde wohl ernsthaft auf die Idee kommen, dem Giganten die wirtschaftliche und ideelle Macht abzusprechen, auch noch die letzte Literaturvorlage dieser Welt zu kaufen und (wieder) auf die Leinwand zu bringen. Auf eigene Art und Weise wohl gemerkt. Da zählen nicht unbedingt die exakten Details, da werden schon mal einige eigentlich wichtige Feinheiten – vorsichtig formuliert – neu interpretiert. Beispiel: Aus welchem Volksempfänger, noch dazu in einer deutschen Offiziellen-Stube aufgestellt, erklang während des 2. Weltkrieges Jazz statt Klassik? Peter Kassowitz’ ‚Jakob‘ macht es möglich. Viele US-Kinogänger werden es wohl kaum bemerkt haben, vielleicht fanden sie es sogar klasse. In unseren Breiten schüttelt man eher entsetzt mit dem Kopf.

Europa gähnt zunehmend über das Klischee der Hollywood-Fabrik, Emotion zu wecken. Insbesondere bei zeitgeschichtlichen Themen, die sich hier abgespielt haben. Was natürlich auch vom Manko erzählt, diese Geschichte(n) selbst ins Kino zu bringen. Berührungängste

kennen besonders deutsche Regisseure. Volker Schlöndorffs eigensinniger und bildgewaltiger ‚Der Unhold‘ (1996) war ein vorerst letzter Versuch, die Prügel, die er dafür bezog, unverhältnismäßig groß. Dabei wurde schon Steven Spielbergs ‚Schindlers Liste‘ (1994, auch auf Video) beileibe nicht so

nesfalls systempropagierendes Kunstwerk einer anderen Zeit in Erinnerung ist, hatte der Import keine Chance. Jüdische Thematik ist weiterhin vor allem im Arthaus-Bereich zu finden, also im gemeinhin künstlerisch Anspruchsvollen. Vom weltumspannenden Aufschrei über ‚Oscar‘ Benignis ‚Das Leben ist schön‘

Religionshistorie erdrückt werden. Nicht jeder ist eben Woody Allen, der es immer fertig gebracht hat, sich den eigenen Wurzeln auch liebevoll-sarkastisch zu nähern.

Das einheimische Kino wartete 1999 mit zwei Filmen auf: Maria Schrader und Dani Levy steckten viel Herzblut in ihre zeitgenössische Liebesgeschichte ‚Meschugge‘, scheiterten letztlich an ihrer Inkonsequenz, Didi Danquart ging mit ‚Viehjud Levi‘ in die 30-er Jahre, blieb insgesamt zu brav in seiner Inszenierung.

Vielleicht war es aber doch eine Frage der Elle. Denn wer schon das Glück hatte, eine französisch-holländisch-britische Koproduktion zu sehen, die auf osteuropäischen oder jüdischen Kulturfestivals ein sprachloses wie gleichsam begeistertes Publikum hinterließ, wird vielleicht Ansprüche und Erwartungen neu definieren. Die Rede ist von ‚Zug des Lebens‘.

Ähnlich Roberto Benigni – er war für eine Hauptrolle im Gespräch, lehnte aber ab, weil er ‚Das Leben ist schön‘ im Hinterkopf hatte – geht der Rumäne Radu Mihaileanu unausgetretene Wege, indem er konsequent mit Komik und Überhöhung arbeitet und trotz einer deutlich artifiziellen Struktur seines Films tiefe Emotionalität erreicht.

Eine osteuropäische Dorfgemeinschaft von Juden erfährt von der Verschleppung ihrer Nachbarn durch die Nazis. Ausgerechnet der Dorftrottel – auch hier ist er eigentlich der weise Mann – hat die zunächst wahnwitzige Idee, sich den Deportations-

zug selbst zu bauen, damit die Deutschen zu überlisten und bis nach Palästina in die Freiheit zu gelangen. Gesagt, gestritten, getan. Der Rest ist die Freiheit eines unkonventionellen Regisseurs, seiner Schauspieler und seines Teams (Musik: Goran Bregovic!). Judenvertreibung und das Lachen im Kino, eine bizarre Verbindung, die für diese 90 Minuten hält. Ein matt schildernder Juwel, an den sich allerdings kein ‚Verkäufer‘ heran traute. Trotz des überwältigenden Erfolges auf besagten Festivals wollte ‚Zug des Lebens‘ das ganze Jahr über kein deutscher Verleih regulär in die Kinos bringen. Den Großen fehlte der Star, die Kleinen sprachen von ‚ausgetretenem Thema‘ und ‚fehlendem kommerziellen Potential‘. Gerade, als sich Insider schon damit abgefunden hatten, dass er wohl ein Festival-Film bleiben wird, kam die Kunde vom Bundesstart. ‚Zug des Lebens‘ wird ab 23. März 2000 zu sehen sein, in Dresden mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit dort, wo er hin gehört: Im Programmkino Ost. **Andreas Körner**

PS: Einige dieser Filme sind auch auf Video erschienen – gegenwärtig sind ‚Schindlers Liste‘, ‚Das Leben ist schön‘, ‚Der Unhold‘ und ‚Jakob der Lügner‘ (DEFA) im Angebot. Es ist damit zu rechnen, dass auch die Hollywood-Version von ‚Jakob der Lügner‘ bald als VHS-Kassette/DVD erhältlich sein wird. Ob die anderen im Text erwähnten Filme als Video zur Verfügung stehen werden, ließ sich bis zum Redaktionsschluss nicht recherchieren.



kritiklos angenommen, wie es zunächst den Anschein hatte.

Der neue ‚Jakob, der Lügner‘ hat einen etatpotenten Verleiher, und doch misslang der Neustart. Trotz Robin Williams spielte er in den USA nur knapp fünf Millionen Dollar ein. Auch in Deutschland verschwand er sehr schnell aus den Programmen. Vor allem im Osten, wo Beyers ‚Jakob‘ (trotz sporadischen Einsatzes in Programmkinos sei vor allem die Videoedition empfohlen) als wirklich ergreifendes und kei-

natürlich abgesehen. Boaz Yakin erzählte 1998 mit ‚Teurer als Rubine‘ eine kleine Story aus dem New York von heute, reflektiert darin den Lebensanspruch einer Chassidim, die mit einem überstreng-orthodoxen Gelehrten verheiratet ist, dessen eigentliches Interesse mehr der Thora als ihr gilt. Sie spürt ihre Sinnlichkeit, ihre brennende Lust – sie widersetzt sich und sagt: ‚Ich werde immer Gottes Wege hinterfragen‘. Ein modernes Stück Alltag, wo doch viele Stoffe dieser Art noch immer von der Aura großer

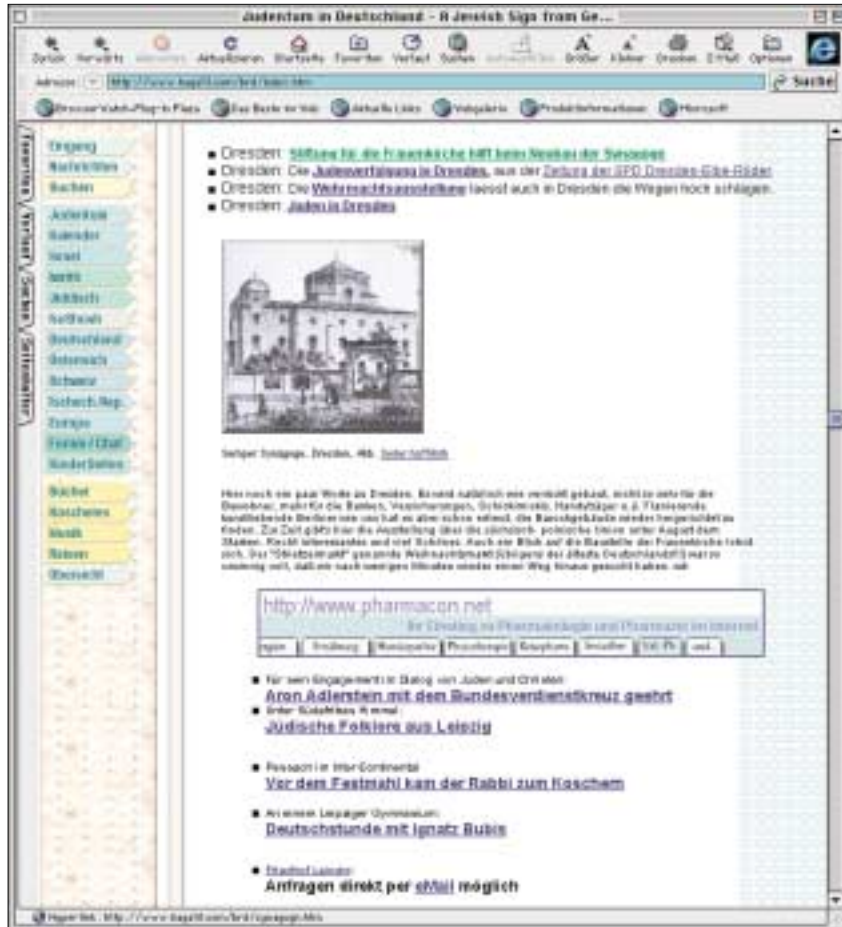
Online gegen Vorurteile

Ob „gefüllte Fisch per Mausclick“, ein Essay über die zerstörte Welt des jüdischen Ostpreußen oder aktuelle Nachrichten aus Israel: Seit zwei Jahren berichtet „haGalil-online“ im Internet in deutscher Sprache über alle Facetten jüdischen Lebens. Von München aus wurde man in kurzer Zeit zum größten jüdischen Internet-Magazin Europas.

„330 000 Seitenaufrufe haben wir pro Monat“, berichtet David Gall, der „haGalil-online“ unter <http://www.hagalil.com> gemeinsam mit Eva Ehrlich ins Leben rief. Ziel war es, abseits von großen Organisationen ein Angebot zu gründen, „das Juden ein Forum bietet und in dem Nichtjuden sich über jüdische Kultur und Geschichte, aber auch aktuelle Ereignisse, die mit jüdischen Belangen zu tun haben, informieren können“.

Neben einer Unmenge an Hintergrundwissen kann man hier aber auch täglich neueste Nachrichten aus Israel und aus deutschsprachigen Ländern Europas abrufen, „wir arbeiten mit verschiedenen israelischen Zeitungen zusammen und haben deren Texte abrufbar“, sagt Eva Ehrlich. „Das sind keine Themen, die nur für Juden interessant wären.“ Außer auf Deutsch gibt es bei „haGalil“ auch Texte in der Internetsprache Englisch und auf Hebräisch. Die meisten Leser kommen aus Deutschland, Israel und den USA.

Die Verbundenheit mit dem Staat Israel ist klar erkennbar, ebenso wie die Absicht, Vorurteile und



Befangenheit abzubauen und die Vielfalt des jüdischen Lebens darzustellen. In den meisten Fällen gelingt das. Die andere Seite zeigt sich in anonymen Telefonanrufen und E-Mails, die voller Drohungen und wüster Beschimpfungen stecken.

„Ganz offenbar ist es immer noch nichts Selbstverständliches, wenn Juden in Deutschland ein deutschsprachiges Magazin zu jüdischen Themen machen“, meinen die beiden. Trotz solcher Schattenseiten sind sie mit der inhaltlichen Entwicklung von „haGalil-online“ sehr zufrieden. Dem redaktionellen Erfolg stehen allerdings nach wie vor erhebliche finanzielle Sorgen gegenüber. Denn „haGalil-online“ ist ein Zu-

schußunternehmen. Gall und Ehrlich arbeiten bisher „ehrenamtlich“, „rund 80 Stunden pro Woche stecken in „haGalil“ drin“, schätzt Gall.

Fortbestand und Weiterentwicklung von „haGalil online“ sind daher fraglich. Denn bisher gibt es nicht genug Werbekunden: „Aus Israel, der Schweiz, Österreich, der Tschechischen Republik haben wir Werbekunden, aber nicht aus Deutschland“, sagt Eva Ehrlich. Zwar haben es viele Internet-Anbieter schwer, sich über Werbung zu finanzieren, „aber zumindest ein Teil der Kosten müßte hereinkommen“. Doch: „Sie passen nicht in unser Kommunikationsprofil“ – Sätze wie diesen bekommen die Redakteure von „haGalil“ öfter zu hören.

Der Verdacht liegt nahe, daß auch Vorurteile und Gleichgültigkeit mit im Spiel sind. Oder die irrige Annahme, daß man Spenden zugunsten einer jüdischen Organisation sammle. Aber „wir wollen keine Almosen, wir möchten, daß man bei uns ganz normale Werbung schaltet, aber das geht offenbar nur schwer in die Köpfe“, sagt Ehrlich erstaunt. „Dabei sind unsere Leser ein sehr interessantes Zielpublikum.“

Rüdiger Suchland
(Münchener Merkur)

Veranstaltungen

Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Dresden e. V.

Schützengasse 16, 01067 Dresden, Telefon (03 51) 4 94 33 48
(gemeinsam mit SLpB)

*Woche der Brüderlichkeit 2000
des Koordinierungsrates der
Gesellschaften für Christlich-Jüdische
Zusammenarbeit e. V. in Deutschland*

19. März 2000

DIREKTÜBERTRAGUNG IM FERNSEHEN
*Zentrale Eröffnungsfeier der
Woche der Brüderlichkeit in Köln*

19. März 2000, 16 Uhr

FESTVERANSTALTUNG IN DRESDEN

KULTURRATHAUS

Schirmherrschaft: Oberbürgermeister der Stadt Dresden
Festrede zum Jahresthema

*Auf drei Säulen ruht die Welt:
Frieden, Recht, Wahrheit*

Prof. Cornelius Weiß, Leipzig

23. März 2000, 19,30 Uhr

HAUS AN DER KREUZKIRCHE

Musik an der Grenze des Lebens

Musikerinnen und Musiker aus böhmischen Ländern
in nationalsozialistischen Konzentrationslagern und
Gefängnissen

Vortrag: Prof. Dr. Milan Kuna

Klavier: Dinara Dewischewa

Violine: Viktor Kuna

Kammermusik Villa Salzburg e. V.

Künstl. Intendanz, Dohnaer Straße 403b, 01259 Dresden,
Karten erhältlich unter Telefon (03 51) 2 03 50 35

6. Februar 2000, 19 Uhr

Harry's Freilach – Klezmermusik

Ein musikalisches Feuerwerk jiddischer Musik mit

Harry Timmermann - Klarinette,

Alexandr Danko - Bajan,

Cordula Severit - Percussion (Darabukka)

aus Berlin

12. März 2000, 19 Uhr

Philharmonisches Streichertrio Dresden

Heike Janicke - Violine

(1. Konzertmeisterin der Philharmonie Dresden),

Andreas Kuhlmann - Viola,

Ulf Prella - Violoncello und

Arkadi Zenzipér - Klavier

Werke von Mozart, Ernst von Dohnányi, R. Strauss

16. April 2000, 19 Uhr

Professor Heinrich Klug und Maria Reiter

Der Konzertmeister und Erste Solocellist
der Münchner Philharmoniker

musiziert gemeinsam mit der Akkordeonistin

von Konstantin Wecker, Maria Reiter,

Werke von Arenski, Schostakowitsch, Piazzola,

Davidoff, Offenbach, Schubert u. a.

21. Mai 2000, 19 Uhr

„Klangbilder französischer Musik“

Christoph Dürichen - Erster Soloflötist

der Oper Frankfurt am Main,

Rainer Hoffmann - Prof. für Kammermusik

HfM Frankfurt, Klavier;

Dr. Norbert Abels - Chefdramaturg Oper Frankfurt,

Sprecher

Werke von F. Martin, E. Bozza, O. Messiaen,

**Anzeige
1/2 farb
Wohnbau**

A. Jolivet, J. Ibert, C. Debussy, Ch.-M. Widor
 Texte von Baudelaire, Hugo, Flaubert,
 Rimbaud, Verlaine, Mallarmé und Camus

4. Juni 2000, 19 Uhr
François Lilienfeld
singt Hasanut – Synagogengesänge

Der jüdische Chasan (Kantor) ist seit 30 Jahren
 als Interpret und Forscher auf dem Gebiet
 der jiddischen Musik tätig.
 François Lilienfeld gehört zu den
 weltweit gefragtesten Interpreten.

**Sächsische Landeszentrale
 für politische Bildung (SLpB)**

Schützenhofstraße 36, 01129 Dresden, Telefon (03 51) 85 31 80

21. bis 25. Februar
**Gedenkstättenseminar
 in Auschwitz und Krakau,
 Studienreise**

Im Seminar werden die Stätten und Ausstellungen
 des Konzentrationslagers, das Stammlager Birkenau
 und Monowitz, besucht. Sie sind im Bewusstsein der
 Welt die zentralen Orte der Verbrechen am jüdischen
 Volk sowie an Menschen vieler Nationen. Wer waren
 die Opfer, wer die Täter, was wusste „man“,
 was ist uns bekannt und bewusst?

Ort: Dresden

Teilnehmende: Jugendliche aus Sachsen und Polen
 Teilnahmegebühr 150 DM/ 150 Zl.
 Anmeldung/Info Frau Weidemeier (03 51) 8 53 18 20

12. bis 14. Mai
**Von Nürnberg nach Rom – Möglichkeiten
 der Bestrafung von Kriegsverbrechern**

Die Greueltaten der Kriege in Ruanda, Bosnien und
 Kosovo haben die Weltgemeinschaft dazu veranlasst,
 einen Internationalen Strafgerichtshof zu gründen.
 Wie war der schwierige Weg bis zu dieser Gründung
 und welche Möglichkeiten zur Ahndung von
 Verbrechen gegen die Menschlichkeit wird
 der neue Gerichtshof haben?

Experten aus dem juristischen, militärischen und
 humanitären Bereich stehen als Gesprächspartner
 zur Verfügung.

Mitveranstalter: Koalition für einen Internationalen
 Strafgerichtshof – Deutsches Komitee

Ort noch nicht bekannt

Teilnehmende: Lehrer, Dozenten, Studenten,
 Justizmitarbeiter, Journalisten, Bundeswehrangehörige
 Teilnahmegebühr: 100 DM, für Studenten ermäßigt 80 DM
 Anmeldung/Info bis 20. April, Frau Wähling, (03 51) 8 53 18 33

22. bis 26. Mai
**Gedenkstättenseminar
 in Theresienstadt/Terezin (Tschechien)**

In Theresienstadt verbanden über die Zeiten
 Haft und Unfreiheit die kleine und große Festung.
 Was jedoch im Nationalsozialismus an Leid und
 Tragik von Menschen an unschuldigen anderen
 Menschen verursacht wurde, kann aus Lehrbüchern
 allein kaum vermittelt werden.

Eine Woche lang werden sich die Teilnehmer
 mit dem Leben und Sterben in der Stadt,
 der Herkunft von Menschen und deren
 Lebenswegen beschäftigen.

Ein Gespräch mit Zeitzeugen bietet die Chance,
 sich menschlich der Erinnerung zu nähern.

Mitveranstalter: Jugendbegegnungsstätte Terezin
 Teilnehmende: Schüler ab 9. Klassenstufe
 Teilnahmegebühr: 120 DM

Anmeldung/Info Frau Weidemeier (03 51) 8 53 18 20

10. bis 20. Oktober
Studienreise nach Israel
 Anmeldung mit gesonderten Formularen
 bis 30. Juni bei Frau Kluge unter (03 51) 8 53 18 14

**HATIKVA,
 Bildungs- und Begegnungsstätte
 für jüdische Geschichte und
 Kultur Sachsen e. V.,**

Pulsnitzer Straße 10, 01099 Dresden, Telefon (03 51) 8 02 04 89

18. Januar 2000, 19 Uhr
 JÜDISCHE GEMEINDE ZU DRESDEN,
 Bautzner Straße 20, 01099 Dresden
**Arno Lustiger liest aus seinem neuesten Buch
 „Rotbuch: Stalin und die Juden“.**
 (gemeinsam mit der Friedrich-Ebert-Stiftung)

1. Februar 2000

HAUPTBIBLIOTHEK IM WTC

(Gemeinschaftsveranstaltung)

**Barbara Honigmann liest aus ihrem Buch
 „Damals, dann und danach“**

Barbara Honigmann – 1949 in Ostberlin geboren –
 lebt seit 1984 in Straßbourg.

Bis zum 31. Januar 2000

BEI HATIKVA

Ausstellung (gemeinsam mit der TU Dresden)
**„Das Henriettenstift – Zur Geschichte
 des jüdischen Alterheims in Dresden.“**

Pulsnitzer Straße 10, 01099 Dresden,
 Tel.: (03 51) 8 02 04 89

Bücher

Einst und jetzt
Die Dresdner Synagoge und ihre Gemeinde

HRSG. JÜDISCHE GEMEINDE ZU DRESDEN
 VERLAG DDP GOLDENBOGEN, DRESDEN

Erscheint im ersten Halbjahr 2000

»Einst und jetzt«, mit diesen Worten umriß
 1840 der Dresdner jüdische Reformler
 Dr. Bernhard Beer seine Gefühle bei der
 Einweihungsfeier der ersten öffentlichen
 Synagoge im Sachsen der Neuzeit.

Erbaut nach Plänen Gottfried Sempers,
 wurde sie zum weithin sichtbaren Zeichen
 des Beginns der nunmehr auch in Sachsen
 nicht mehr aufzuhaltenden bürgerlichen
 Gleichstellung der jüdischen Bevölkerung.
 Daß dieses Haus nicht einmal einhundert
 Jahre zum Stadtbild Dresdens gehörte,
 danach selbst die Erinnerung an ihren

Standort getilgt werden sollte und
 gegenwärtig fast am selben Platz eine neue
 Synagoge gebaut wird, ist ebenso in dem
 geplanten Sammelband mit zahlreichen,
 bisher nicht veröffentlichten Abbildungen
 nachzulesen, wie eine Auseinandersetzung
 mit der baukünstlerischen Leistung Gottfried
 Sempers. Er konnte in Dresden seinen
 einzigen Sakralbau errichten.

In weiteren Beiträgen wird der schwere Weg
 der Israelitischen Gemeinde bis zu ihrer
 rechtlichen Anerkennung nachgezeichnet,
 beinhaltend auch einen Vergleich zur
 Entwicklung in Berlin. Der Ausprägung des
 Gemeindelebens im Dresden der Weimarer
 Republik und dem Schicksal der jüdischen
 Bevölkerung unter der nationalsozialistischen
 Verfolgung sind weitere Artikel gewidmet.
 Neue Forschungsergebnisse zum Neubeginn
 nach 1945 werden vorgestellt und Ausblicke
 in Gegenwart und Zukunft jüdischen Lebens
 in Dresden gegeben.

Seine Komplettierung erhält der Band durch
 eine Reihe von Biogrammen zu wichtigen
 jüdischen Persönlichkeiten aus
 drei Jahrhunderten.

Ein Teil des Verkaufserlöses wird für den Bau
 der neuen Dresdner Synagoge zur Verfügung gestellt.

Adressen

Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit

Schützengasse 16
01067 Dresden
Tel.: (03 51) 4 94 33 48
Fax: (03 51) 4 94 34 00

Jüdische Gemeinde Dresden

Bautzner Straße 20
01099 Dresden
Tel.: (03 51) 8 04 54 91
Fax: (03 51) 8 04 14 45

HATIKVA e.V.

Pulsnitzer Str. 10
01099 Dresden
Tel.: (03 51) 8 02 04 89
Fax: (03 51) 8 04 77 15

Landesverband Sachsen der Jüdische Gemeinden

Rabbiner Salomon
Almekias-Siegl
Löhrstr. 10
04105 Leipzig
Tel.: (03 51) 9 80 90 11
Fax: (03 51) 9 80 90 11

Förderverein Bau der Synagoge Dresden e.V.

Bautzner Straße 20
01099 Dresden
Tel.: (03 51) 8 01 17 31
Fax: (03 51) 8 01 17 33

online-magazin „haGalil“

<http://www.hagalil.com>

In eigener Sache

Als Anfang 1998 Dresdner Zeitungen gemeinsam zum Spenden für den Neubau einer Dresdner Synagoge aufriefen, schloß sich das Universitätsjournal der TU Dresden sehr bald mit einem eigenen Projekt dieser Aktion an. Seit dem Herbst 1998 druckte das Universitätsjournal eine Artikelserie zur jüdischen Geschichte, Kultur, Religion und zum jüdischen Brauchtum, um auf diesem Wege die Leser mit fast Vergessenem oder Unbekanntem vertrauter zu machen.

Damit ist das Universitätsjournal die einzige Zeitung

dieser gemeinsamen Aktion, die das Anliegen des eigentlichen Spendenaufrufs mit thematisch vielfältigen Artikeln unterstützt. Klar war von vornherein, daß sich das Universitätsjournal nicht streng wissenschaftlich, sondern eher journalistisch den Themen widmen würde. Nicht Konkurrenz zu kulturhistorischen Fachveröffentlichungen, sondern Lesestoff zu Wissenswertem im Alltag war das Ziel.

Offenbar hat die Redaktion des Universitätsjournals den Bedarf an solchen Informationen noch unterschätzt

– schneller als erwartet war die erste Auflage der Universitätsjournal-Sonderausgabe vergriffen.

Hier liegt nun die zweite, aktualisierte Ausgabe vor, die eine Zusammenstellung der redaktionell leicht überarbeiteten Artikel der Universitätsjournal-Serie ist. Der Artikel von Andreas Körner – extra für die Sonderausgabe geschrieben – wurde hinzugefügt.

Im Sinne einer guten Lesbarkeit wurden verschiedene Schreibweisen ein und desselben Wortes vereinheitlicht.

Für die Unterstützung bei der Nachauflage dieser Broschüre bedanken wir uns bei:

Acerplan Planungsgesellschaft mbH

Niederlassung Dresden
Königsbrücker Str. 34, 01099 Dresden

Peter, Lochner und Haupt

Beratende Ingenieure für Bauwesen
Leubnitzer Str. 32 A, 01069 Dresden

Zibell Willner + Partner

Ingenieurgesellschaft mbH
August-Bebel-Str. 23, 01219 Dresden

Freudenberg

Design & Siebdruck GmbH
Am Feld 2a, 01257 Dresden

Vermessungsbüro Pohl

Berthold-Haupt-Str. 12, 01257 Dresden

Schweitzer GmbH

Niederlassung Dresden
Bautzner Str. 113, 01099 Dresden

Impressum

Herausgeber des „Universitätsjournals“ und dieser Broschüre: Der Rektor der Technischen Universität Dresden.
V. i. S. d. P.: Mathias Bäuml.
Redaktion Besucheradresse:
Nöthnitzer Str. 43, 01187 Dresden,
Tel. 0351/463-2882. Fax: 0351/463-7165,
e-mail: uni_j@rcs.urz.tu-dresden.de.
Vertrieb: Petra Kaatz
Tel.: (03 51) 4 63 - 66 56.
Anzeigenverwaltung: Sächsische Presseagentur Dr. Siegfried Seibt, Bertolt-Brecht-Allee 24, 01309 Dresden,
Tel. / Fax: 0351/3199 - 2670,
e-mail: presse.seibt@gmx.de.
Die in den Beiträgen vertretenen Auffassungen stimmen nicht unbedingt mit denen der Redaktion überein. Für den Inhalt der Artikel sind die Unterzeichner voll verantwortlich. Nachdruck ist nur mit Quellen- und Verfasserangabe gestattet.
Redaktionsschluß:
19. Juli 1999 / 29. November 1999.
Satz: Redaktion. Satz/Gestaltung dieser Sonderausgabe: Sven Geise
Druck (Universitätsjournal): Lausitzer Druck- und Verlagshaus GmbH, Töpferstraße 35, 02625 Bautzen
Druck (diese Sonderausgabe): Druckerei Thieme, Zschendorfer Straße 91, 01662 Meißen.



Spenden werden erbeten auf das Konto des Fördervereins bei der Stadtparkasse Dresden
Kto: 343 330 011
BLZ: 850 551 42

Fotonachweis:

UJ/Eckold: 12
Pascal Venetianer: 4; 7; 8; 19; 22; 23
Archiv Förderverein Bau der Synagoge Dresden e.V.: Titel
Stadtmuseum Dresden: 24
Matthias Creutziger: 16; 17
UJ/Mathias Bäuml: 14; 15
UJ/Susann Mayer: 24
Holger Goehler: 10
Eckehard Schmidt: Titel
Marius Winzeler: 11
Dietrich Flechtner: 21

Jüdische Gemeinde
Chemnitz: 9
AVMZ/Liebert: 3
Repros aus:
„Chagall discovered“, Sovjet-sky Khudozhnik Publishers
Moscow 1988: 20
„Prag im Herzen Europas“, Aventinum Prague 1986: 25
Nicholas de Lange: „Jüdische Welt“ (Bildatlas der Weltkulturen), Bechtermünz Verlag München 1998: 18

Bezugshinweis



Universitätsjournal
Die Zeitung der Technischen Universität Dresden

Das Universitätsjournal erscheint zweiwöchentlich (zwanzig mal im Jahr) und kann bei der Vertriebsmitarbeiterin Petra Kaatz (Bestellung über: Technische Universität Dresden, Pressestelle, Petra Kaatz, 01062 Dresden, Tel.: 03 51 / 4 63 - 66 56) unentgeltlich bezogen werden.

Es liegt außerhalb des Universitätsgeländes in vielen Dresdner Kultureinrichtungen, Buchgeschäften, Cafés sowie im Rathaus, in allen Ortsämtern, im Arbeitsamt, in verschiedenen Business-Centern und Ärztehäusern aus.

**Anzeige
1/1 farbig
LandesBauSparkasse**

**Anzeige
1/1 farbig
LEHNERT-BAU**